Tomas Lecorte

Wir tanzen bis zum Ende

Die Geschichte eines Autonomen

Galgenberg

März 1989

Ich blickte auf die Uhr und spürte, wie sich ein Kribbeln über meinen ganzen Körper ausbreitete und bis in die Haarspitzen vordrang. Ich atmete tief durch, ballte die Fäuste, um die Erregung niederzukämpfen, und dann beugte ich mich nach vorne zu Carmen auf dem Beifahrersitz und gab ihr einen langen Kuß, erleichtert und triumphierend. Hassan, die linke Hand lässig auf das Lenkrad gelehnt, pfiff ironisch durch die Zähne und kraulte mich mit der rechten am Kopf. Er lachte unvermittelt und fummelte eine Kippe aus seiner Brusttasche. Boris und Judith neben mir schauten einen Moment lang verständnislos, doch dann begriffen sie es auch. Hassan deutete auf die schwach beleuchtete Uhr am Armaturenbrett und drehte den Kopf nach hinten.

»Ihr könnt den Sekt rausholen«, sagte er.

»Guck lieber auf die Straße«, entgegnete Boris und nahm ihm die Zigarette aus dem Mund, um sich selbst eine daran anzuzünden. Judith kicherte und drückte Boris einen Kuß auf die Backe, dann griff sie nach unten und brachte tatsächlich eine Flasche Sekt zum Vorschein.

»Jetzt geht's aber los«, sagte Boris, »ham wir Silvester oder was?«

»Ein bißchen schon, oder nicht«, sagte ich, »oder wie würdest du das sonst nennen, was gleich passiert?«

Ich versuchte, draußen etwas zu erkennen, doch in der Dunkelheit war wenig zu sehen; hier standen die Laternen weit auseinander, dazwischen huschten die schwarzen Schattenrisse der Büsche, Zäune und zurückversetzten Häuser am Straßenrand vorbei. Die schönen, großen, reichen Häuser des Südwestens. Irgendwo weit hinter uns lag es jetzt, das eine Gebäude. Zu weit fort, um noch etwas davon erblicken zu können.

»Wart noch mit dem Sekt«, sagte Carmen, »laß uns erst den Müll loswerden.«

Carmen stopfte verschiedene Einzelteile, den ganzen überflüssig gewordenen Plunder, in eine Plastiktüte. Ich suchte meine Jackentaschen ab, nein, nichts vergessen. Hassan fuhr rechts ran und stoppte, Carmen sprang heraus und warf die Tüte in einen Mülleimer. Weiter ging's. Ich sah nach hinten, in Richtung Dunkelheit. Kein Lichtschein am Horizont. »Vergiss es«, sagte Boris, »da siehst du nichts. Wir sind zu weit weg.«

»Weit genug hoffentlich«, murrte Hassan.

»Ach, klar«, sagte Carmen, »sei nicht immer so mißtrauisch. Steil dir lieber vor, wie's dahinten jetzt abgeht. Scheiße, am liebsten würd ich dableiben und mir den ganzen Zauber ansehen, einfach so. Immer entgeht uns das Schönste.«

»Mir reicht's, wenn es gut abgeht «, sagte Hassan, »und wenn wir gut wegkommen.«

»Na, das sind wir jedenfalls«, lachte Boris, »also du kannst zufrieden sein, alter Bär. Los, Judith, mach die Flasche schon auf.«

Wir kamen an die erste große Kreuzung, Hassan bog nach links ab, fast ohne zu bremsen. Die Ampeln waren ausgeschaltet. Kein Verkehr, alles totenstill. Erste Schimmer der Morgendämmerung im Osten vor uns. Auf der linken Strassenseite, auf dem Bürgersteig, quer zur Straße, stand still ein Auto. Aus dem Augenwinkel sah ich, im Vorbeifahren, wie es sich bewegte. Es fuhr los und folgte uns. Hassan

sah irritiert in den Rückspiegel. Dann ging hinter uns das Licht an, das Fahrlicht, dann das Blaulicht. Es wurde plötzlich sehr heiß, Adrenalin schoß durch meinen Körper und überschwemmte mich wie eine Sturzflut, es wurde noch heißer. Boris war das Lachen im Gesicht erstarrt, er drehte sich nach hinten, bewegte den Mund, ohne einen Ton herauszubringen. Judith hatte die Sektflasche sinken lassen, sie war noch zu. Carmen murmelte Scheiße, Scheiße, Scheiße, ohne Pause, und ich hörte mich selbst auch fluchen und stammeln. Es schlug über mir zusammen, die Hitze, der Bauch kreiste um sich selbst. Hassan schwitzte und trat aufs Gas. Unser Auto war so langsam, so langsam,' und das Blaulicht kam näher. Die Wände drängten nach innen, ich mußte mich dagegen stemmen.

»Verdammter Mist«, schrie Hassan, »wieso, wieso jetzt plötzlich? Wie können die so schnell sein, die verdammten Schweine?« Er zitterte, wir schleuderten, dann ging es gerade weiter. Carmen redete auf ihn ein, wollte ihn beruhigen und zitterte selbst. Wir drei hinten suchten fieberhaft den Sitz und den Boden nach Spuren ab, nach vergessenem Kleinkram, nach Handschuhen, Masken, Werkzeug, Taschenlampen, Splittern.

»Die wollen uns«, sagte Judith, »das ist kein Zufall. «

»Die Funkgeräte«, fragte Boris, »was machen wir damit?« »Rausschmeißen.«

»Moment«, rief Carmen, »he, Moment mal, noch haben sie uns nicht. Wenn wir die rauswerfen, finden sie's. Sind die Dinger sauber?«

»Gleich kommt 'ne scharfe Biegung, ich fahr rechts«, sagte Hassan, »da sehen sie nix, wirf die Scheiße raus, wir kommen nicht mehr weg mit dem Auto, kapiert ihr? Die sind schneller, gleich ham wir se alle auf'm Hals, verdammte Krücke, so schaffen wir's nicht!«

»Wir müssen raus hier und uns verteilen«, sagte ich und hatte die Hand schon am Türgriff. Sie zitterte und war feucht, verflucht, warum jetzt, alles hatte schon so gut ausgesehen. »Gleich nach der Ecke«, sagte Hassan, »ich fahr weiter und versuch ...«

Wir schlingerten um die Biegung. Fünfzig Meter vor uns war die Straße blockiert von zwei Bullenwagen. Jetzt leuchtete auch bei ihnen das Blaulicht auf. Der Wagen hinter uns warf als Echo zuckende Schatten in unser Auto, so hell, so nahe. Ich wartete, daß Lautsprecher plärrten, Flutlicht blendete, Schüsse knallten, aber es passierte nichts weiter. Ich wunderte mich, wieso so lange nichts passierte. Es waren nur Zehntelsekunden. Hassan bremste wie ein Irrer, und wir wurden nach vorne geschleudert. Die verdammte Tür wollte nicht aufgehen, die Sektpulle kullerte zwischen meinen Füßen umher, klirrte auf die Straße und rollte davon. Ich sah nichts mehr von den anderen, ich sah keine Bullen, weder rechts noch links, vor mir gab es nur einen schmalen Weg, alles andere verschwand. Ich hörte keine Stimmen, keine Schreie, keine quietschenden Bremsen, nichts von dem Krachen des Bullenautos gegen unseren Wagen, vom aufheulenden Motor, als Hassan von der Kupplung ging und durchstartete. Ich sah nichts anderes als einen Jägerzaun vor mir, irgendwo dahinter war ein Haus, ein dunkler Weg an diesem Haus vorbei, mein Weg, der einzige. Den Zaun nahm ich kaum wahr, schon lag er hinter mir, Bäume standen im Weg, Rufe verfolgten mich. Im Haus ging Licht an, egal, ich rannte und taumelte, vorbei an Büschen, über Zäune, ohne zu wissen, wohin.

Stacheldraht biß in meine Hand und Gestrüpp zerrte an meinen Beinen, die Luft brannte mir in der Kehle, das Herz dröhnte in meinem Kopf. Das Brennen setzte sich fort, wanderte tiefer, pulsierte in meinem Bauch, mir wurde übel, aber es gab kein Stehenbleiben. Undeutlich hörte ich Geräusche hinter mir, das mußten sie sein, vielleicht waren sie schon direkt hinter mir, aber ich drehte mich nicht um. Irgendwo knallte es dumpf, aber das konnte sonstwo sein, egal, nur rennen.

Dann war ich angekommen: Auf der Straße, vor mir eine Mauer, zu hoch, unüberwindlich. Links, kaum dreißig Meter entfernt, die Straßensperre. Oder eine andere? Ich hatte keine Orientierung. War hier alles abgesperrt, jede Straße?

Was waren das für Straßen hier? Ich kannte sie nicht. Von rechts näherten sich Rufe, von hinten Lärm. Einen Moment blieb ich stehen, keuchend, einen letzten Weg suchend, ohne mich umzudrehen. Ich wollte sie nicht sehen. Ich wollte die Angst wegdrücken. Dann kam etwas heran, und ich wurde gegen die Mauer geschleudert. Von hinten bekam ich einen Schlag an den Kopf, dann wurde ich herumgerissen. Ein Ziviler stand vor mir, er drückte mir den Lauf seiner Knarre in den Mund, kalt, stählern, ich spürte sie bis in den Bauch. Ich tat nichts mehr, hätte sowieso nichts mehr tun können. Ich konnte nur noch nach Luft schnappen. Jemand trat mich in die Seite, meine Arme wurden herumgerissen, und in die Handgelenke schnitten die Handschellen ein.

Das ganze Geschehen entfernte sich von mir, es wurde mir fast egal. Es war ein Film, mit dem ich nichts zu tun hatte, den ich mir nur ansah. Jetzt war es eben geschehen. Irgendwann mußte es geschehen. War ich das, dem es geschehen war? Früher oder später mußte es passieren - war das jetzt gerade früher oder später? Vielleicht dazwischen. Ich rang krampfhaft nach Luft und lag auf dem Bauch, ein Bulle setzte mir den Stiefel ins Genick, ein anderer hielt mir die MP an den Kopf, so, daß ich sie ganz bestimmt nicht vergaß. Ringsherum wurde es lauter, aber das betraf mich alles nicht. Die Stimmen, die sich näherten, das Pfeifen und Quietschen der Funkgeräte, das Scheppern mit Waffen, das Schlagen von Autotüren, dazu das geisterhafte Licht der Bullenfahrzeuge - all das hatte nichts mit mir zu tun. Oder wenn doch, so war das alles ein Film, der gleich zu Ende war, und das dort waren vielleicht gar keine Bullen, sondern Statisten, um den Nachspann zu untermalen. Sie sammelten die liegengebliebenen Reste auf, kehrten den Müll weg und hielten Kontakt mit der Reinigungszentrale, die Wert darauf legte, daß keine Krümel übrigblieben. Sie verfügten sogar

über Maschinenbesen mit randvollen Borstenmagazinen. Bei dieser Vorstellung mußte ich fast lachen, aber das ging kaum, so auf dem Bauch liegend, einen Stiefel auf dem Hals und kaum Luft in den Lungen. Irgendwo auf dem Rücken fühlte ich undeutlich eine Verletzung, das mußten die Hände sein, vielleicht vom Stacheldraht, vielleicht von den Handschellen. Es war zu weit entfernt, um irgendeine Bedeutung zu haben. Dafür war immer noch genug Zeit. Nach und nach drangen Stimmen zu mir durch.

»Ja, den einen haben wir, sind hier ... Moment, ich frag mal nach ...«

»Hier 22 Anton, wir sind jetzt bei 22 Berta und verbleiben bis ... wie bitte?«

»Nicht verstanden, wiederholen.«

»Ich sagte, 22 Anton verbleibt erst mal hier am Ort, bei 22 Berta.«

»Ja, verstanden, vier Uhr dreiundzwanzig.«

»Welche Person war das, die Sie da haben, 22 Anton?« » ’Ne männliche.«

»Wen harn Sie? Bitte wiederholen, Sie kommen mit Unterbrechungen.«

»Ja, wir ham hier ’ne männliche, ich weiß jetzt noch nicht

Irgendwer zerrte an mir herum, während der Bulle mir immer noch im Genick stand. Ein anderer zog meinen Kopf an den Haaren hoch. Es tat nicht weh. Ich spürte nichts. »Wer bist du, hä? Wo ist dein Ausweis? Hast du was an den Ohren?«

»Kannst auch was drauf bekommen, wenn du willst«, sagte ein anderer.

»Komm, pack schon dein' Ausweis raus«, sagte der erste, »geht ihr mal weg da, wir durchsuchen mal eben. Biste bewaffnet? Beine breit und halt die Schnauze!«

Ich schüttelte den Kopf und überließ es ihnen, worauf sie das bezogen. Sie tasteten mich ab, wühlten an mir rum und holten allerlei aus meinen Taschen, dann drehten sie mich auf den Rücken und suchten weiter. Ich sah ihre Gesichter dicht über mir und sagte keinen Ton. Immerhin hatte ich mich inzwischen soweit gefangen, daß ich hätte sprechen können, wenn ich gewollt hätte. Einer der Bullen hatte meinen Ausweis gefunden und grunzte befriedigt.

»Ja, laut Ausweis ist das hier also Tomas Lecorte, Ludwig Emil, Cäsar, Otto, Richard, Theodor, Emil, Vorname Tomas ohne H ... geboren zwölften Januar dreiundsechzig in Berlin ... ja; verstanden, 21?«

»Alles klar, das genügt uns, das sind dann alle. Kommen Sie dann mal über Draht, 22 Anton.«

»Ja verstanden.«

Ich hatte auch verstanden. Ich lag wieder auf dem Bauch, das war gut so, die Bullen sollten nicht unbedingt sehen, daß ich um mein Gesicht kämpfte; ganz ruhig bleiben jetzt. Verdammte Scheiße, sie sagten, sie haben alle, oder hatte ich mich doch verhört? Oder war es ein Trick, oder meinten die was ganz anderes? Nein, sie meinten genau das und nichts anderes. Wann würde ich die anderen überhaupt wiedersehen, eine blöde Frage, irgendwann mal, im Prozeß, für kurze Zeit. Und dann weg, ab in den Bunker, für die nächsten Jahre. Bleib ruhig, ganz ruhig, und gewöhn dich an den Gedanken, wieder mal ein Zimmer ohne Türklinke zu haben. Du weißt doch schon, wie so etwas aussieht. Eben einfach eine Tür ohne Klinke, dafür aber mit 'nem Spion in der Mitte. Auch daran kann man sich gewöhnen, vielleicht, hoffentlich, wahrscheinlich überhaupt nicht. Und die anderen? Wie kamen die klar? Ich dachte an Carmen, die das Alleinsein haßte, die es nicht ertrug, und an Hassan, der war kurzsichtig - und kamen nicht viele aus der Isolationshaft mit dicken Brillengläsern und kaputten Augen raus? Oder lag das an den Hungerstreiks? Und Boris und Judith, jungverliebt, zarte Bande, und jetzt so was, es war zum Schreien. Und ich selbst, die anderen verschwanden wieder, mein Zimmer, das jetzt leer zurückblieb, oder auch nicht ganz leer; jedenfalls nicht so leer wie nach dem Besuch der Bullen, der in Kürze stattfinden würde. Was war da, das sie nicht finden durften oder soilten? Mir fiel nichts wirklich Dramatisches ein, und das gab wenigstens für einen Moment ein entspanntes Gefühl. Wenigstens aus dieser Richtung drohte mir nichts. Außer, sie wollten mir aus irgendwelchen Harmlosigkeiten einen Strick drehen, aus einem Stadtplan, Broschüren, einem Wecker, einem Schraubenzieher ... Und dann gab es da noch einiges, woraus sie mir vielleicht keinen Strick drehen konnten, das sie aber dennoch nicht haben sollten. Sie würden kommen, alles befingern und in Plastiksäcke stopfen, meine Fotos, Briefe, Liebeserklärungen, Tagebücher, Bilder, Papiere, Gedanken, was ihnen gerade in den Sack paßte. Und wenn schon, was hätte ich schon davon, wenn es dabliebe? Ich würde es so oder so nicht wiedersehen, nicht auf absehbare Zeit. Es war weg, und ich war weg. Hoffentlich blieb jemand übrig, sich um uns zu kümmern.

Wie lange ich jetzt schon flach auf dem Bürgersteig lag, wußte ich nicht, aber es wurde allmählich kühl, und die Handschellen schnitten in die Gelenke ein. Ich brauchte mich nicht darüber zu beschweren. Ich ließ es sogar besser, denn sie wären höchstens noch enger gestellt worden. Um mich herum wurde hin- und hergelaufen, ohne erkennbaren Sinn, hin und her, ringsherum, das ist nicht schwer. In einiger Entfernung sah ich Lichter in Wohnhäusern und davor, jenseits der Bullenabsperrung, Menschen, die her-übersahen. Dazwischen lag ein Graben, breit und tief wie ein Meer, und ein Wall, massig, steil und hoch wie der Hindukusch, und Mauer, Stacheldraht, Todesstreifen, Elektrozaun, Selbstschußanlagen, Nagelbretter, Minenfelder, und vor allem viele, viele Kilometer, unendliche Weiten, die kein Ruf je überbrücken, kein Fuß jemals durchschreiten konnte.

Es war eine andere Welt, dort, jenseits der Absperrung, und es gab keine Sprache, um sich mit den Wesen jener Welt zu verständigen. Am besten war es, diese Welt so schnell wie möglich zu vergessen. Hinter mir lag eine andere Wirklichkeit, meine eigene, und vor mir lag auch eine andere, ihm Welt, in die ich jetzt hineingerissen wurde, die nun für mich Realität wurde, die meine eigene Wirklichkeit plattgewalzt hatte. Hier gab es für mich groben Stein, wie den, der mir sein Muster in die Backe drückte, und Stahl, wie den, der meine Handgelenke taub machte, und Stiefel, wie den, der meinen Hals als Fußmatte benutzte, und kalte, fantasielose, bedauernswerte Stimmen von Befehlsempfängern und Befehlsausteilern, frei von Ideen und Persönlichkeit, alt, weil sie schon vor Jahren zerdrückt und in Formulare und Schreibmaschinen gepreßt worden waren.

Die Stimmen sprachen weiter, immer noch, ich konnte nicht unterscheiden, ab sie über meine Festnahme, ihre große Liebe oder das Möbel-Höffner-Angebot des Monats redeten. Es klang alles monoton und desinteressiert. Vielleicht kam es auch nur mir so vor, denn ich war selbst gelangweilt. Es geschah nichts, ich lag da, die Stimmen sprachen, Autos kamen und fuhren ab, Türen schlugen, Funkgeräte näselten. Irgendeiner sagte so etwas wie »vier Uhr vierzig«. Ob das noch derselbe Tag war oder schon der nächste - es war alles sehr egal. Wenn es irgend etwas gab, das ich jetzt brauchte, dann war es Geduld. Und wenn es irgend etwas für mich zu tun gab in den nächsten Stunden, Tagen und Wochen, dann Abwarten. Abwarten und Fixbutte trinken.

Diese Stunden vergingen kalt und zäh, und ich zwischen allen Dingen und wartend. Während mein Körper tat, wozu er gezwungen wurde, war mein Geist anderswo unterwegs, hin- und hergerissen zwischen den verschiedenen Realitäten. Manchmal versuchte ich wahrzunehmen, was um mich her geschah, dann wieder war alles weit entfernt, und ich dachte überhaupt nichts, stellte alle Gedanken ab, und dann wiederum füllte sich mein Kopf plötzlich mit zahllosen Gedanken und Bildern jeder Sorte, und ich versuchte vergeblich, mich zu konzentrieren. Bilder erschienen, von Bullen, von Zellen, von Verhören, Prozessen, so, wie ich sie kannte, und so, wie ich sie vielleicht jetzt kennenlernen würde. Sie purzelten wahllos durcheinander, und ich konnte keine Vorstellung länger festhalten. Ein Gedanke löste den anderen ab, ohne Sinn, ohne Ziel, sie kamen und gingen, und ich war nichts weiter als unbeteiligter Zuschauer. Aber die Zeit verging langsam, viel zu langsam. Sie verging nicht: sie wurde mir genommen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich an Haaren und Armen emporgerissen und aufgerichtet wurde. Sie brachten mich zu dritt zu einem Zivilfahrzeug, und jeder von ihnen zerrte in eine andere Richtung, so daß ich beim Gehen schwankte wie ein Besoffener. Von irgendwoher leuchteten Blitzlichter auf. Ich wurde gegen das Auto gestoßen und nochmal durchsucht, dann auf den Rücksitz gedrückt, neben mir ein Zivilbulle mit gezogener Knarre. Er sagte etwas von »ruhig bleiben« und »keinen Quatsch machen«, was aber nur langsam zu mir durchdrang. Meine Hände waren zwischen Rückgrat und Lehne eingeklemmt, so daß ich mir durch mein eigenes Gewicht die Handschellen ins Fleisch drückte. Zwei Zivile stiegen vorn ein, und dann fuhren wir in einer kleinen Kolonne los, mit Blaulicht, irgendwelche Straßen, die mir fremd vorkamen. Dann kam eine Bullenwache, ich erkannte sie nicht, und die gewöhnliche Prozedur der Aufnahme. Durch grelle, überheizte Flure, obere Hälfte hell gestrichen, unten irgendein abwaschbares braunes Zeug, hallende Schritte, ein kahler Raum, Handschellen weg, alles ausziehen, ein Bulle faßte mir grob zwischen die Beine und fragte, ob ich irgendwelche Probleme hätte oder was vor den Kopp wollte, dann schnappten sie sich Schuhe und Gürtel und gaben mir die Klamotten zurück, nachdem sie sie durchsucht hatten, zum dritten Mal jetzt, und dann saß ich in der Zelle. Die üblichen fünf Quadratmeter, glatte Wände, festgeschweißte Pritsche, Lampe hinter Plexiglas, dunkelgrüne Stahlstäbe, engmaschiges Gitter, durch das nicht einmal der kleine Finger paßt - wenn doch wenigstens der kleine Finger hindurchginge, aber nein, der ganze menschliche Körper hat nichts, das durch diese Maschen geht! - Licht, zu warme Luft, und jedes Geräusch im Gang eine Tortur: Kommen sie zu mir? Sie müssen zu mir kommen! Ganz bestimmt kommen sie zu mir! Sie können nur zu mir kommen. Ich wünschte, sie kämen, und wenn es nur ist,

weil sie mich verprügeln wollen. Aber sie gehen weiter, die Schlüssel scheppern, eine Tür kracht, barsche Stimmen und wieder Ruhe.

Ich versuchte zu schlafen, aber es ging nicht, und die unkontrollierten Bilder kamen wieder. Die Fahrt im Auto, der Wagen, der aus dem Dunkeln plötzlich hinter uns war, Blaulicht, Bullen, die Knarren am Kopf. Und der Weg durch die Gärten, die Zäune, und hätte ich dort nicht lieber nach links rennen sollen oder da besser geradeaus oder mich irgendwo verstecken; und hätte ich nicht zuletzt noch ausbrechen können, hatte ich die Chance verpaßt, nach rechts, mich durchkämpfen, es wenigstens versuchen, anstatt mich so widerstandslos festnehmen zu lassen? Hätte ich das schaffen können? Hatte ich's vergeigt? Oder hätte ich nicht viel besser, hätten wir nicht lieber Knarren mitnehmen sollen, den Weg freischießen, auf die Gefahr hin, draufzugehen? Hätten wir geschossen? Nein, wir hätten nicht, jedenfalls nicht als erste, und damit war es wertlos. Waffen waren dazu da, zuerst eingesetzt zu werden. Vergiß die romantischen Vorstellungen aus edlen Western. Die Bullen wissen das, die schießen zuerst. Wir hätten es nicht gebracht, ich jedenfalls nicht. Wir waren da nicht wie sie, wir hatten Skrupel und weder Befehle noch eine Dienstordnung. Mal ganz abgesehen davon, daß ein Schuß von uns mindestens zehn Jahre Knast bedeutete, ein Schuß der Bullen jedoch vier Monate auf Bewährung oder eine Geldstrafe. Wir hätten nicht geschossen oder zu spät, und zuletzt hätten sie uns vielleicht abgeknallt. War das schlimmer, als im Knast vor die Hunde zu gehen? Naja, abwarten, ein paar Jahre werden es, aber es ist zu überstehen. Auch zehn Jahre Isolationshaft. Wie du dann aussiehst, wenn du schließlich aus dem Knast rauskommst, gut, das ist was anderes. Aber leben, verdammt, leben. Danach geht es weiter. Vom Tod zu reden ist leicht, solange er weit weg ist. Je näher er kommt, desto geringer wird die Todesverachtung.

Irgendwann am frühen Morgen holten sie mich ab, gaben mir die Schuhe, ohne Schnürsenkel, und verfrachteten mich wieder in ein Zivilfahrzeug. Ein VW-Bus, geschlossen, ich kam nach hinten, die Vorhänge zum vorderen Teil wurden zugezogen, ich sah nicht, wohin es ging. Die Handschellen waren jetzt lockerer, doch die Bullen neben mir wirkten nicht gerade gelassen. Niemand sprach ein Wort. Daußen schien es hell zu sein. Wir kamen aus einer Garage und fuhren in eine Garage, doch dazwischen drang Licht durch die Vorhänge, helles Morgenlicht. Dann wieder dieselbe Prozedur: Ausziehen, durchsuchen und eine Zelle. Ich kannte die Sorte: Ein Kasten aus Stahlwänden; mit ausgestreckten Armen konnte ich alle Wände und die Decke berühren. Die Wände waren etwas elastisch; wenn ich mich dagegen stemmte, gaben sie ein Stück nach. Die Tür war massiv und starr. Immerhin wußte ich jetzt, wo ich war: Das war der Tempelhofer Damm. Nebengebäude des Flughafens Tempelhof. Monumentale Nazi-Bauten. Faschistische Ästhetik. Polizeipräsidium und Staatsschutz. Es geschah trotzdem nichts Besonderes, die Zeit kroch dahin wie festgeklebt.

Zwischen den Versuchen, einzuschlafen, und dem Dahindämmern im Halbschlaf, ständig geweckt durch das geringste Geräusch von draußen, hatten die Gedanken wieder Zeit, sich in mir breitzumachen. Was war jetzt draußen? Richtig draußen, nicht vor der Zellentür, sondern auf den Straßen, in Kreuzberg, zu Hause? Das Leben würde banal weitergehen, Betrunkene trinken, Omas mit giftigen Gesichtern durch Kaufhäuser drängen, Kids über die Schulhöfe rennen oder irgendwo ihre Kippen rauchen; in Kreuzberg vertilgte einer sein erstes Döner, und ein anderer baute seinen ersten Joint, und am Kotti wurde Äitsch vertickt, und der Bio-Bäcker stapelte sein Öko-Brot in Jute-statt-Plastik-Säcke, und vor unserer Wohnung standen sie jetzt, die Bullenautos, und in der Wohnung blätterte ein Bulle meine Sachen durch und sah hinter die Tür und hob die Matratze an, und ein anderer war dabei, glatte Stellen mit schwarzem Pulver einzustäuben und Fingerabdrücke zu nehmen, und Anna saß wahrscheinlich auf dem Bett, rauchte eine Zigarette, kaute auf den Fingernägeln und betrachtete die MP, die lässig auf sie gerichtet war. Und hinterher würde die Wohnung ein Trümmerfeld sein. Ich kannte das noch von früher, wenn die Bullen uns in den besetzten Häusern heimgesucht hatten. Damals hatten sie sich einen Spaß daraus gemacht, Schuhwichse in Zahnbürsten zu schmieren, Blumentöpfe zu zertreten und Hochbetten zu zertrümmern. Diesesmal

würden sie ernsthafter und systematischer sein und die Sachen nicht nur aus Jux und Dollerei auseinandernehmen. Damals, wie lange war das her? »Wie alles anfing« ... ging es mir durch den Kopf, das Buch von Bommi Baumann über seine tolle Zeit und seinen bewaffneten Kampf oder so ähnlich. Ich wußte nur noch den Titel, und daß vielleicht alle, die über diese ihre Geschichte schrieben, Aufschneider waren, jedenfalls wurde es ihnen nachgesagt, Baumann, Klein, Boock, wem noch ...?

Ich versuchte, mir diese Bücher ins Gedächtnis zu rufen, aber daraus wurde nicht viel. Ich erinnerte mich vor allem daran, daß die Geschichten immer schicksalhaft beladen waren und ihre Helden Spielbälle des Lebens, hineingeraten in Ereignisse, die ihnen später unheimlich wurden oder über den Kopf wuchsen, bis sie sie nicht mehr bewältigen konnten. Aber stets triumphierte zuletzt das in den Helden schlummernde moralische Gewissen, und sie schrieben ein Buch über alles, und diejenigen waren zufriedengestellt, die es schon immer gewußt hatten: daß es so und nicht anders passieren mußte, daß es jugendlicher Leichtsinn und - bestenfalls - revolutionäre Ungeduld mit einer Prise berechtigter Empörung waren, die jene Menschen vorangetrieben hatten, bis sie sich in einer Zwangslage wiederfanden, die sie im Grunde ihres Herzens nie angestrebt hatten. Waren da nicht auch Drogensucht, Abhängigkeit von Freugden und Gruppen, Liebe, Zufall mit im Spiel? Ob Emzel'fall oder repräsentativ war dasselbe. War es ein außergewöhnliches Phänomen, über den eigenen Weg bewußt entschieden zu haben?

Und jetzt, während all dem, durchwühlten sie unsere Wohnung, vielleicht packten sie gerade jetzt Anna und nahmen sie mit, aus meinem Unterbewußtsein stiegen ein paar scheußliche sexuelle Fantasien empor, schwappten kurz über meine Gedanken und verliefen sich zum Glück rasch wieder. Wie war das im Krieg, wenn die Soldaten den Feind überwunden hatten? Alles gehörte ihnen, den Söldnern, den Landsknechten, alles durften sie, den Besitz nahmen sie, und die Frauen nahmen sie. Aber es herrscht kein Krieg im Lande, sei beruhigt und vergiß deine absurden Gedanken an Anmache und Vergewaltigung; vergiß sie fast, denn auch der Krieg herrscht nur fast nicht und die Opfer sind nur ein bißchen tot, und die Anmache gibt es ... Und denk vor allem nicht an diese kleine schmutzige Tür in dir selbst, durch die deine eigene Faszination bei diesen Vorstellungen in dein Bewußtsein eindringt. Vergiß diese Ahnung von Geilheit bei Gewalt und Unterwerfung, bei Krieg, Sieg und Niederlage, eine Ahnung, die dich dem Feind näherbringt, jedem Feind, der ein Mann ist, denn sie vereint euch als Männer. Ich will kein Landsknecht sein, verdammt, ich will diese Gefühle nicht, ich verdränge sie, bekämpfe sie, ignoriere sie, analysiere sie. Ich bin ein Mann, aber das soll nicht dazugehören. Immer wieder taucht es aus den tieferen Sümpfen auf, immer wieder stoße ich es zurück in den Morast, aber es lebt weiter.

Durch die Öffnung im Unterbewußtsein strömten diese Gedanken und Gefühle, und als sie vorüber waren, folgte ein dünner Nachfluß, ein abgestandenes Bild von Frauenkörpern, gedankenlos und gesichtslos, fad und rasch vorbei, und dann hatte sich die Öffnung wieder geschlossen und die Ruhe war wiederhergestellt.

Später holten mich zwei Zivilbullen nach oben, Staatsschutz, einer von ihnen auf hundert Meter Entfernung zu erkennen am penetranten, gestutzten Bart der Berliner Kommissaren-Kaste. Sie brachten mich zu einer Art Verhör, in ein Büro, gemütlich wie ein jedes Büro zu sein pflegt. Das einzige, was mich interessierte, war das Fenster. Draußen schien die Sonne, und der Tag würde warm und klar werden. Eine Uhr über der Tür zeigte späten Vormittag. Draußen, auf dem Tempelhofer Damm, floß der übliche Verkehr, ohne mich zu beachten. Fußgänger schleppten Einkaufstüten vorbei, keiner von ihnen sah nach oben. Ein Hund pißte an einen Baum und schnüffelte daran herum. Irgendwo hinter mir versuchten zwei Bullen, mich zu verhören. Der eine spielte den harten Jungen, der andere den weichen. Der eine drohte mit Schlägen, mit lebenslänglich, mit Sicherungsverwahrung, mit dreißig Paragraphen aus dem Strafgesetzbuch, und außerdem hätten meine Freunde schon alles

ausgepackt. Ich konnte kaum glauben, daß all dies wirklich geschah; es war absurd und lächerlich und wie aus dem Fernsehen. Der Weiche bot mir natürlich Hilfe an, milde Strafen bei Kooperationsbereitschaft; er rief auch mal den anderen zur Ordnung, wenn der mich schüttelte oder mir eine Kopfnuß verpaßte. Nach einer Weile hatte ich genug von der Aussicht aus dem Fenster und sie von ihren fruchtlosen Bemühungen, und sie glaubten mir schließlich, was ich ihnen gleich zu Anfang gesagt hatte, daß sie sich nämlich die Mühe hätten sparen können. Um nicht völlig klein beizugeben, spulten sie noch ein paar Varianten bis zum Ende durch. Auf dem Weg zur Zelle, ich mußte fast lachen: »Jetzt mal ganz privat: Was wollen Sie eigentlich mit diesen Aktionen erreichen?« Und dann war ich wieder in der Zelle und sicher vor diesen Witzbolden, die aber Zellenschlüssel in der Tasche hatten und die vielleicht mit derselben Gründlichkeit foltern würden, wenn es angeordnet wurde ... Spätestens seit im fortschrittlichen, demokratischen Italien Ende der siebziger Jahre im Knast Folter angewandt worden war, um das Versteck des entführten NATO-Generals Dozier zu ermitteln, mochte ich mich lieber nicht auf irgendwelche bürgerlichen Rechte in unserer westlichen Demokratie verlassen. Auch Folter ist eine Frage der Verhältnismäßigkeit der Mittel, der Opportunität, des Augenmaßes oder wovon »Sicherheitsexperten« sonst so reden. Noch konnten Verhöre lustig sein, denn wir waren keine Bedrohung für sie, wir waren zu unbedeutend. Noch konnte ich lachen. Ein Schließer brachte mir Suppe. Immerhin: Der Bullenknast am Tempelhofer Damm bietet gutes Essen, man ist hier bei besseren Leuten, besser vor allem als in den Gefangenensammelstellen wie der Friesenwache oder der Gothaer Straße. Die Gothaer Straße, das würde mein nächstes Domizil sein, kurz oder lang, je nachdem, oh der Haftrichter mich sofort nach Moabit zur Aufnahme in die U-Haft verfrachten ließ oder nicht. Die Gothaer Straße war genau die Sorte Knast, bei der ich an Verliese, Kerker und ähnliches denken mußte. Eine Zelle von wenigen Quadratmetern, ein winziges, blindes Fenster hoch oben, ein Klappbett mit kratziger Decke, tagsüber hochgeklappt und festgekettet, eine Art Klappsitz daneben, in der Wand verankert und durch die jahrelange Benutzung halb herausgebrochen und unbenutzbar, ein Heizkörper. Dazu ein Klingelknopf. Du hattest also die Auswahl: hin- und hergehen, stehen oder auf dem Boden sitzen. Dagegen war der Knast in Moabit das reinste Hotel, mit Bett, Schrank, Tisch, Waschbecken und Klo auf der Zelle - was willst du mehr? Moabit, Mauerbit, Dynamit. Ich machte mir aus Papierschnipseln Buchstaben und Zahlen, rechnete, bildete Kreuzworträtsel, sang ein paar Lieder, oder ein paarmal dasselbe, versuchte zu schlafen oder an nichts zu denken, und vor allem nicht zu warten. Ich wartete. Manchmal hallten Schritte, klirrten Schlüssel - der Atem der Behörde, der Herzschlag der Verwaltung, in deren Magen aus Stahl und Stein ich hockte und auf den Fortgang des Verdauungsprozesses wartete. Wenn ich Stimmen, Schritte, Schlüssel hörte, zwangen fremde Kräfte mich nach oben und wollten mich dazu bringen, mich aufzusetzen, aber nein, sie wollten nicht zu mir. Jemand anders wurde verwaltet, die Geräusche entfernten sich. Die Zeit zog sich wie wenig Teig auf einem zu großen Backblech. Morgens war es zu warm gewesen, noch von der Nachtheizung, jetzt wurde es zu kalt. Irgendwo, hier oder anderswo, erlebten vielleicht die anderen jetzt dasselbe. Was war mit Hassan geschehen? Was war draußen, in der großen weiten freien Welt? Aufregung, Unruhe, Verwirrung, wenigstens für eine kurze Zeit, bei einigen Menschen, eine »Abendschau« lang. Ja, mir ging es gut, den Umständen entsprechend. Es hatte ja gerade erst angefangen, das Leben in der fremden neuen Welt.

Nach längerer Zeit, es mußte Mittag sein, wurde ich in meinem Dämmern und Denken gestört durch zwei Schließer, die mich durch Gänge und Gitter in einen kahlen Raum geleiteten. Ein Tisch, zwei Stühle. Anwaltsbesuch. Die Tür hatte keine Klinke, aber einen Spion.

Ich hatte nur Fragen, einen riesigen Sack voller Fragen, aber ich bekam sie nicht richtig raus. Wer war verhaftet, wer eventuell nicht, wo überall waren sie, die Bullen, und wo eventuell nicht, was machten die Leute draußen, was wußten sie, wer wußte was, was war wo, wo war wer?

Er versuchte, mir zu antworten, aber das war nicht so einfach; er ließ mich Vollmachten unterschreiben und fragte, ob meine Meldeadresse auch meine wirklich Wohnadresse Wkf.

»Da sind sie auch zugange, natürlich«, sagte er, »seit 'ner ganzen Weile schon. Und sie lassen niemanden ran, keine Zeugen, nicht mal uns Anwälte.« »Und Festnahmen? Waren Festnahmen außer uns fünf?«

»Nicht daß ich wüßte. Nur ihr aus dem Auto. In den Wohnungen wurde niemand angetroffen, soviel mir bekannt ist. Und wer da noch wohnen sollte, geht vielleicht besser erst mal nicht nach Hause. Im Moment ist ja der Auflauf vor den Häusern kaum zu übersehen, und im Radio war auch schon was. Das wird sich schon überall rumgesprochen haben. Du kannst mir ja sagen, wenn noch jemand verständigt werden soll.«

»Hm? Nein, schon gut. Das regelt ihr schon.«

»Na, wir werden sehen. Vor den Haftrichter kommst du jedenfalls heute nicht mehr; sie führen alle einzeln vor, damit ihr euch nicht begegnet, und das Programm schaffen sie heute nicht. Und von Akteneinsicht ist natürlich keine Rede. Du weißt es ja, nehme ich an, der Vorwurf ist $ 129a, terroristische Vereinigung, und da gibt es eh keine Chance, weil allein der Tatvorwurf schon für den Haftbefehl ausreicht. Du kennst das ja. Ihr werdet 'nen langen Atem brauchen.«

»Tja«, sagte ich, »so sieht's wohl aus. Wie geht es den anderen denn nun?«

»Der, wie heißt er, Hassan, ist verletzt. Der war wohl am Steuer? Ist in der Straßensperre hängengeblieben, wie es aussieht, aber nichts Schlimmes. Ist jedenfalls nicht im Krankenhaus. Sonst nichts Besonderes. Ich denke, es geht ihnen gut, also den Umständen entsprechend, meine ich ...«

Was entsprach den Umständen?

»So geht's mir auch.«

Der lange Atem wechselte sich mit dem schweren Atem ab. »Heut passiert wohl nichts mehr, was?«

Er konnte gleich zur Tür rausspazieren, nach draußen, und ich wieder in die Zelle.

»Grüß bitte Anna von mir. Und die anderen auch, aber besonders Anna.«

Dann lag ich wieder auf der Pritsche in der Zelle, meiner Zelle, meinem Heim. Was hatte der Anwalt schon sagen können? Haftrichtervorführung, Akteneinsicht, Aussichtslosigkeit, keine Aussagen. Eine Vorführung, bei der wir nur Zuschauer sein konnten. Keine große Überraschung, aber nun war es ausgesprochen, nun war es Wirklichkeit. Der Paragraph 129a, das Kanonenboot der Politik, steckte dich nach Belieben in den Bunker. Da gab es kein Schlupfloch, da nützten fester Wohnsitz, Beruf, Familie nichts, die U-Haft wartete, gnadenlos. Wieder einmal U-Haft, steinerne Sachzwänge, die auf meinen Gedanken lasteten, Gitter im Blick, glatte Wände unter den Händen. Es fing schon an. Es geschah schon nichts mehr, nicht einmal Schlechtes. Nicht ein paar Monate Knast, sondern ein paar Jahre, viele Jahre, die auf Widerruf gestundete Zeit wird sichtbar am Horizont ...

Was ist genau passiert? Die interessanteste Frage des Anwalts, wenn auch nicht in dem Sinne, wie er sie eigentlich gemeint hatte. Was ist passiert, daß ich jetzt hier bin? Ich lag auf dem Rücken, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Was war wann passiert? Ich versuchte, eine Verbindung herzustellen zwischen mir, der ich diese Sorte von Zimmerdecke anstarrte, die ich auch die nächsten Jahre über mir sehen würde, und mir, der ich vor fünfzehn Jahren in eine Vorstadt-Schulfabrik gestolpert war und nicht wußte, ob ich laut oder still sein sollte. Und die Verbindung war da, anders

konnte es gar nicht sein. Dabei war es doch in solchen Situationen üblich, das bisherige Leben verwundert zu betrachten und sich zu fragen, wieso es so unerwartete und beunruhigende Wendungen genommen hatte. Normal war, daß die Vergangenheit der Gegenwart fremd war und umgekehrt. Es war aber nicht so. Die Verbindung war da, sie gab sich nicht einmal Mühe, wenigstens dramaturgische Schleier um sich zu hüllen. Das hatte nichts mit dem deutschen Herbst 1977 zu tun (mir fiel ein banales Wortspiel ein), denn damals schaute ich mir Fußball an und nicht die Nachrichten. Wen interessierten schon ein paar durchgedrehte Killer, wenn es um das Pokalendspiel ging? Das war sie also nicht, die Verbindung. Sie lag eher in der erwähnten Schulfabrik, in dem Lehrer, der mich am Ohr zog, weil ich ihm zu frech war, oder in dem, der mir sagte, ich widerspräche nur um des Widersprechens willen. Ich hatte immer zurückgezahlt, Beleidigungen, Frechheiten. Oder ich hatte es zumindest versucht. Aber taten das nicht eigentlich alle, zumindest als kind oder in der komischen Zeit zwischen Kindheit und Pubertät - gab es so was? Und wie nannte es sich? Kein Kind mehr - schon über die Schranken des eigenen Glückes hinwegdenkend, aber noch nicht fähig, das auszudrücken; und noch vor der Pubertät - noch vor der Zeit, in der das eigene Glück vollständig zu verschwinden schien hinter der übermächtigen Gewalt des Lebens, der Wirklichkeit. Hatte ich nicht vor kurzem noch meine eigenen Tagebücher gelesen, mit einem seltsamen Gefühl, gemischt aus Nostalgie, Überheblichkeit und peinlicher Berührung? Da hatte ich einmal genau so etwas, genau so dummes Zeug aufgeschrieben, Anfänge, wie es alle anderen auch taten. Und dann war da noch etwas davor, eine Zeit vor dem Beginn der Zeitrechnung, vor dem Ende der Kindheit, das mich im Dezember 1980 ereilte.

Wenn ich mir nichts hatte gefallen lassen, war das eine Verhaltensstörung? War ich trotzig? Opposition um der Opposition willen? Dagegen sein, einfach nur so, weil ich so war, wie ich war, als Widerborst geboren? War das nach Erwachsenen-Maßstäben anormal? Oder normal für Kinder und Jugendliche? Oder etwas besonders Wertvolles, ein Symbol des vorwärtsdrängenden menschlichen Geistes, der niemals befriedigt sein konnte, niemals stehenbleiben wollte?

Ich hatte jetzt das Gefühl, nicht mehr allein durch meine Kindheit zu treiben, sondern unbewußt an einer Verteidigungsrede für einen Prozeß zu basteln. Einen Prozeß, in dem irgendein Gutachter meines Mißtrauens und von Gottes Gnaden nachzuweisen suchte, daß die Ursachen für Gewalt und »Terrorismus« in schwieriger Kindheit und Verhaltensstörungen zu suchen seien. Wieso überhaupt Verteidigungsrede? Ich kam aber zu keinem Ergebnis, denn ich war schon zu tief im Halbschlaf versunken. Die Gedanken wurden zu Ideen, die Ideen zu Bildern, und ich schaffte es endlich zu schlafen - ein kurzer Urlaub, eine Verschnaufpause in einem endlosen Marathonlauf zwischen Wänden, die sich grau und konturlos bis ins Unsichtbare erstreckten.

Hier unten, im Keller des Polizeipräsidiums, war es ruhiger als in einer Gefangenensammelstelle. Ich hörte das Klirren der Schlüssel nicht oft, und jetzt war ich mal wieder dran - die erkennungsdienstliche Behandlung war fällig.

Zwei gelangweilte Bullen brachten mich zum ED-Raum, einer vom Staatsschutz als Aufpasser, einer vom Erkennungsdienst. Er machte sich an seine genormte Arbeit und füllte Formulare aus: Gesicht oval, rund, länglich, Gang schleppend, hinkend, beschwingt, gleichmäßig, Statur schlank, untersetzt, kräftig, dick, bucklig, zwergenhaft, königlich, burlesk, kafkaesk, absurd ... Fingerabdrücke, zehnmal dasselbe, gedrückt, gerollt, Handflächenabdruck. Ich bot ihm einen Fußabdruck an, er reagierte nicht einmal darauf. Fotos, von vorn, von der Seite, nicht von hinten, mit und ohne Nummer. Dann wurde ich wieder zurückgebracht, und unterwegs murmelte der vom Erkennungsdienst allerlei Zeug vor sich hin, von dem ich nahezu nichts verstand, sein Kollege aber auch nicht, wie es schien. Ich hatte auch nicht das Gefühl, es sei an irgendeine bestimmte Person gerichtet. Die Schließer, denen ich übergeben wurde, klapperten und schepperten pausenlos mit ihren Schlüsseln; vielleicht wollten sie damit ihre privilegierte Stellung mir gegenüber betonen.

Nicht lange danach bekam ich ein »Abendessen«: Es mußte also irgendwann am Nachmittag sein, vier Uhr vielleicht, und ein Schichtwechsel stand bevor. So kannte ich es auch aus dem Knast; nachmittags um drei wurde »gute Nacht« gewünscht, und der Nachtverschluß begann. Das Abendessen war eine Plastiktüte mit Graubrotschnitten und Streichkäseecken, nicht eben liebevoll zusammengestellt, aber immerhin etwas. Dazu wurde Tee gereicht und ein Mars. Es stillte wenigstens den Hunger. Die Suppe vom Vormittag war menhir etwas gegen das flaue Gefühl im Bauch gewesen, das stets irgendwo gelauert hatte, aber das war jetzt fort, und zurück war Hunger geblieben; einen Tag in der Zelle sitzen ist Arbeit und macht hungrig. Graubrot und Schmelzkäse schmecken nur im Knast.

März 1989

Es war nichts, über das sich viel sagen ließ: Die Beschreibungen wiederholten sich, dehnten sich endlos dahin, ermüdeten. Und genau das war es, was den Knast ausmachte. Ein Wiederholen und Dehnen und Ermüden ohne Ende. Die Tür war zu, und ich hatte jetzt wenigstens meine Ruhe. Das Theater der vergangenen Stunden war vorbei, der vorerst letzte Vorhang gefallen, nachdem verschiedene Darsteller ihre Auftritte gehabt und sich selbst gefeiert hatten. Schließer klirrten bedeutungsvoll mit ihrem Schlüsselbund, Kriminaloberkommissare gaben einander die Stichworte und legten Vermerke und Akten an, ein Staatsanwalt schoß vernichtende Blicke ab, angetrieben von der Sorge ums Gemeinwohl, und ein Richter am Kammergericht saß ernst und gewichtig vor mir und wies Vollmachten des Volkes vor, indem er mich zum stolzen Besitzer eines violetten Papieres machte. Alles können sie dir abnehmen, den Haftbefehl darfst du behalten. $ 129a, Mitgliedschaft in terroristischer Vereinigung, keine Überraschung, aber jetzt sozusagen von weiter oben abgestempelt.

Dann waren da verschiedene gleich aussehende Männer in grauen und blauen Uniformen, die ihren Job machten, die durchsuchten, untersuchten, Formulare ausfüllten, durchsuchten, Unterschriften verlangten, durchsuchten, Bettwäsche aushändigten, mir eine Buchnummer erteilten. Der Apparat, den ich schon so oft in den letzten Jahren hatte rülpsen und verdauen hören, wollte mich diesmal richtig verschlucken und erst nach gründlicher Verarbeitung wieder rausscheißen. Ich fragte mich, ob das jetzt der Magen war (und das Kammergericht die Speicheldrüse). Immerhin, ein Magen mit Fenster, mit Bett und Tisch und Schrank, mit einem Kugelschreiber, ein paar Blatt Papier und drei oder vier Jerry-Cotton-Heften. Das war besser als Säure.

Die Wände waren alt und benutzt; Zahnpasta klebte noch daran, mit der einmal Poster befestigt gewesen waren, ein paar verschämte Sprüche waren eingeritzt. Das beschäftigte mich kaum eine Viertelstunde. In der Wand ein Lautsprecher mit dem Anstaltsradioprogramm. Der funktionierte nicht. Der Schrank war leer. Der Blick durchs Fenster endete an grauen und rötlichen Mauern. Von außen das dumpfe Rauschen der Stadt, von der Tür her das Scheppern und Rufen auf den Gängen. Dazwischen Stillstand.

Wenn sie glaubten, mir machte das was aus, hatten sie sich geirrt. Naja, sie, wer war das schon. Egal! Ich bin doch kein Eierdieb, der an das Grundgesetz glaubt oder auch an gar nichts oder an die Stärkeren. Ob ich nun ein Feind bin, der vernichtet werden soll, oder eine Nummer, die verwaltet wird, sie werden mich nicht kriegen. Was ist es schon, was mir bevorsteht, verglichen mit all dem, was Menschen heute und schon immer durchgemacht haben? Verdammte Scheiße!

Die Groschenromane zu lesen dauerte nicht lange, und ich lag auf dem Bett, und heute war wenigstens ein Tag, an dem noch einiges geschah, es gab Essen, ich konnte mir Vormelderzettel geben lassen, um meine Anträge zu stellen, konnte vielleicht noch eine Einkaufsliste bekommen, und eine Bücherliste von der Knastbibliothek, oder dann eben morgen, doch irgendwann war das vorbei, und es blieb die verschlossene Tür, das verschlossene Fenster, der Wille, mich nicht leben zu lassen, der über allem hockte und mir die Luft nehmen wollte.

Die Zeitungen hätte ich ja gern gelesen. Haftbefehle gegen mutmaßliche Terroristen oder so ähnlich, manchmal auch nicht so mutmaßlich. Wo waren die anderen? Ich wollte sie wiedersehen, verdammt, wiedersehen, warum genügte es nicht, daß ich im Knast war, warum mußten auch die anderen? Es war nicht fair. Und gerade Hassan, der am wenigsten mitgemacht hatte bisher, war verletzt, Gemeinheit. So war das Leben: Nicht gerecht. Das hatten ja schon Westley und Butterblume in der »Brautprinzessin« erfahren müssen. Das wäre ein Buch, um es hier zu lesen. Jedes Buch würde ich hier lesen, sogar die Bibel, vielleicht, warum nicht. War nicht der Ursprung des Christentums

aufrührerisch und revolutionär gewesen, bevor die Kirche zum Verrat der Ideale angetreten war? Vielleicht war somit ein kleiner Teil dieser Bibel, entstellt und verzerrt, auch die Geschichte von mir und meinen Gefährten. Was würde wohl der Richter sagen, wenn ich anfinge, meine Prozeßführung auf die Bibel zu stützen?

Irgendwie war es auch logisch, daß es gerade Hassan erwischt hatte. Er hatte so ein Talent dafür, in Nöte zu geraten. Und er fuhr Auto wie ein Henker, trotz seiner diversen Unfälle. So was konnte ihn nicht schrecken. Neben ihm kam ich mir manchmal richtig alt und gesetzt vor, obwohl ich der Jüngere war. Wenn Hassan loslegte, blieb kein Auge trocken; oft brauchte es gleich mehrere, die auf ihn einredeten, um ihn von irgendeiner fixen Idee abzubringen oder sonstwie zu beruhigen. Aber es war auch toll, wie er einen mitreißen konnte, bei banalsten Anlässen, ohne große Geste. Zwar klappte längst nicht alles, was Hassan anfaßte, aber er ignorierte das einfach. Ich fand das erfrischend; viele waren schon so verdammt alt geworden in den letzten Jahren.

Die Gedanken sprangen vom Hundertsten ins Tausendste, von einem Stichwort zum nächsten, während ich darauf wartete, daß die Sonne weiter sank und die Schatten der Gitterstäbe sich an der Wand vorschoben, wo ich sie markierte und die Uhrzeit danebenschrieb.

Nachts versank ich in schweren Träumen. Das Blaulicht erschien mir wieder, die querstehenden Autos, Hassans verzerrtes Gesicht, als er sich zu uns umdrehte, Zäune vor mir, Bullenstiefel rund um mich, als ich auf dem Asphalt lag. Blaulicht auf nassem Asphalt. Kreisendes Blaulicht, glänzendes Straßenpflaster, bekannt aus der Kinowerbung: Spende Blut! Hätte ich Widerstand geleistet bei meiner Festnahme, hätte ich sicherlich unfreiwillig etwas Blut gespendet, das Rote Kreuz wäre mir dankbar gewesen. Falls nicht zufällig ein Vampir unter den Bullen des Sondereinsatzkommandos schneller war. Ein Notfall, befindet sich ein Vampir unter den Gästen? Ich rappelte mich auf, fand mich in einem fremden Land und rannte doch über vertraute Straßen, und überall waren der Rauch und der Lärm eines Krawalls, das Knallen und Schreien, waren die Automotoren und das Scheppern von Pflastersteinen, das zischende Gas und das prasselnde Feuer, und ich rannte ziellos, kletterte und fiel und kletterte wieder und kam zu keinem Ende. Dann erreichte ich schließlich eine hohe Mauer, und als ich oben war, sah ich dahinter eines der besetzten Häuser, und auf der Mauer war Anna, und ich diskutierte mit ihr, redete sehr wichtig, redete auf sie ein, argumentierte wie toll. Sie aber gab mir einen Kuß, das war die einzig richtige Antwort, o je, war das schön, und ich verschwand in der Ferne.

Ich erwachte, im Mund das schale Gefühl fremder und unklarer Erinnerungen. Der Schatten des Fenstergitters war immer noch da, jetzt unbeweglich, von den Lampen im Gefängnishof an meine Wand geworfen. Die Traumbilder verschwanden, bis auf Anna, die noch bei mir blieb und mir etwas Wärme spendete. Die brauchte ich.

Und dennoch, es lohnte sich, es hatte sich gelohnt und lohnte sich noch, zum Teufel! Es war richtig, diese Genotec-Büros angezündet zu haben, genauso wie die anderen Sachen vorher, die Banken und Büros und LKWs und Fabrikhallen, und es war richtig, die Steine zu schmeißen und Barrikaden zu bauen. Es gab so vieles mehr, das richtig war und das dieser Knast mir nehmen wollte. Er wollte mir das Gefühl dafür aus dem Körper drücken und die Gedanken aus dem Kopf stehlen. Es war richtig, Sand im Getriebe zu sein, und sie würden es nicht schaffen, daraus ihr Glas zu schmelzen. Ihr Panzerglas für die Menschen, noch nicht perfekt, noch lange nicht, doch die Zeit wurde knapper. Dafür, auch dafür, arbeiteten so viele, auch jene bei der Genotec. Dagegen, auch dagegen, mußte gehandelt werden.

Na gut. Jetzt mußten erst mal andere handeln, und wir warteten auf unsere Verhandlung. Jetzt war die Zeit, sich alles zu überlegen, so vieles, was zu kurz gekommen war beim vielen Handeln. Und zu überlegen, wieviel Warum es gab und wie schwer es wog. Und natürlich war es die Zeit, daran zu

denken, wieso gerade ich es war oder gerade Hassan oder gerade Carmen, die jetzt Zeit hatten nachzudenken; nachzudenken, wo die Abzweigung vom geraden Weg gewesen war, oder vielleicht auch anders: wo der gerade Weg abgezweigt war vom Unsinn des »normalen« Lebens. Was mich anging, so mußte das an die zehn Jahre her sein.

Januar 1980

In dem kalten Winter wohnte ich in einer Wohnung im vierten Stock, die so billig war, weil das ganze Haus viel von seiner einstigen Eleganz verloren hatte. Eine schmale Treppe neben dem winzigen Bad führte in meinen Raum, dessen Decke zu niedrig war, um aufrecht zu stehen; hier war Platz für eine Matratze und ein paar Klamotten. Das Wohnen in der Kammer war in diesem Winter ein ständiger Kampf um Wärme, dafür hatte sie aber auch etwas anheimelnd Höhlenartiges und war leicht auszufüllen:

Ich hielt mich oft in der Kammer auf, obwohl es auch tagsüber kalt darin war. Ich konnte kaum den Stift halten, mit dem ich in mein Tagebuch schrieb. Das hatte ich gerade geschenkt bekommen und fühlte mich verpflichtet, es vollzuschreiben. Es war auch so eine Höhle. Darin sammelte ich meine Wirklichkeit, die keinen Platz hatte für Schüsse auf Buback in Karlsruhe oder auf Entführer in Mogadischu, für Stammheim, für Atomkraftwerks-Baustellen in Grohnde, Kalkar oder Malville, nicht einmal für Fahrpreiserhöhungen oder wenigstens Klassenfrequenzen an den Schulen. All diese Begriffe waren für mich nur leere Worte. Bedeutung hatten die Fußball-Bundesliga und Bücher, die ich gut fand, der letzte Urlaub, Filme, die mir gefielen, und Schwierigkeiten und Tricks des Lebens. Am 26. Dezember ’77 starb Charles Chaplin. Das hatte Bedeutung. Ich las zum ersten Mal den »Herr der Ringe«. Das hatte Bedeutung.

Jean war öfter bei mir, mein Freund, der älter war als ich. Wir konnten über alles reden. Über Fußball, über die Schule, über Bücher, und was es sonst noch so gab. Als er mich einmal fragte, ob ich mir schon mal einen runtergeholt hätte, sagte ich nein, und er sagte auch nein, aber wir unterhielten uns lieber nicht weiter darüber. Sonst konnten wir aber offen miteinander sprechen, und das wollte schon etwas heißen, jetzt, als sich dieses schon länger ängstlich erwartete Gebilde namens »Pubertät« auch bei mir eingestellt hatte. Wir saßen oft oben in der Kammer und versuchten, die Umwelt und uns in irgendeinen gemeinsamen Rahmen einzupassen, angenehmer war es aber, darauf zu verzichten und diese Welt, die wenig zu bieten hatte, einfach draußen liegen zu lassen. Sie würde sich schon wieder melden, das tat sie sowieso immer, erwünscht oder unerwünscht.

Jean war der Meinung, ich mache mir das Leben schwerer als notwendig.

»Nur so als Beispiel«, sagte er, »als dauernd in den Umkleideräumen geklaut worden ist. Und dann noch der Nerv mit den Lehrern deswegen. Das war natürlich Spitze, wie du durchs Fenster rein bist in der Pause. Womit klar war, daß das keiner von uns sein muß, weil jeder rein kann. Aber dann rumzustreiten, sogar mit dem Direx ...«

»Angefangen hat der mit dem Streiten«, sagte ich.

»Und du bist filmreif zu Boden gegangen, wo er dich kaum angefaßt hatte; wie in der Bundesliga. Und wenn du auch recht hast - die Rüge hast du gekriegt und nicht er. Also, was hast du davon?«

»Ich würd’s trotzdem wieder machen«, sagte ich und war etwas beleidigt.

»Kann ich mir vorstellen. Nur warum? Das mit dem Fenster war verboten, und dann auch noch ’ne Lippe riskieren, das bringt’s doch nicht. Du weißt doch, wie es hier läuft an der Schule.«

»Klar weiß ich’s«, sagte ich, »und mir hängt es übrigens zum Hals raus. >Du könntest doch, wenn du nur wolltest ...< und >du bist doch sooo intelligent ... < und dieses ganze Gerede, aber wenn es mal nicht so läuft, wie sie wollen, scheißen sie drauf.«

»Das wissen doch alle«, sagte Jean, »außer vielleicht die völligen Streber. Aber ich will einigermaßen gute Noten haben und ansonsten keinen Ärger, vor allem nicht, wenn ich eh keine Chance habe. Das meine ich, da müßtest du mehr drauf achten: Nicht weitermachen, wenn du nichts mehr gewinnen kannst.«

»Naja, vielleicht«, murrte ich, »aber nur, weil die Lehrer die Stärkeren sind, will ich auch nicht klein beigeben. Die erlauben sich schon so genug. Überhaupt, die ganze Schule ist so, und ganz oben sind die Blödesten von allen. Einer wie der Direx, der hat doch Schläge verdient, und statt dessen verteilt er welche. Wenn wir bei dem Unterricht hätten ...«

»Da hättest du deine Fünf weg, klarer Fall«, sagte Jean, »so wie letztes Jahr in Chemie; aber das kommt ja auch genau daher, daß gewisse Lehrer dich kennen und dir eine reinwürgen wollen, weil du ihnen immer Streß machst. Manche Leute bei uns machen andere Sachen, wie damals, als die Tür ausgehängt war und der Olle sie an den Kopf gekriegt hat, aber die haben nicht so viel Ärger, weil sie rechtzeitig Ruhe geben. Daß Schule Mist ist, wissen wir doch, und daß die Lehrer meistens Ärsche sind, auch. Und daß wir nur hingehen, weil wir müssen, und daß wir müssen, weil wir da vollgestopft werden mit dem ganzen Müll für das sogenannte Leben. Richtige brave Erwachsene sollen wir werden.«

»Wenn dir das alles so klar ist, wieso machste dann das alles mit?« fragte ich.

»Das mach ich auch nicht endlos mit«, sagte Jean, »du wirst schon sehen. Aber wieso soll ich was provozieren? Ich weiß, alles ist ein großer Betrug, und das reicht mir. Die können mir eh nichts, weil ich das kapiert habe. Und was willst du auch groß machen? Alarm schlagen? Du hast doch gemerkt, als Klassensprecher, wie schlapp alle sind.«

»Aber irgendwas muß doch passieren«, trotzte ich, »ich meine, es ist doch auch früher was passiert oder? Die Dinge ändern sich doch auch mal, sind nicht mehr wie früher.« »Dann muß du wohl Politiker werden«, sagte Jean, »und dich ans Weltverbessern machen. Mein Vater kennt auch so einen. Ein Idiot, kannste mir glauben. Mein Vater aber auch.«

»Am besten wäre es, das alles abzuschaffen, Schule und so«, sagte ich.

»Und wieder leben wie in der Steinzeit? Als Jäger und Sammler?« fragte Jean spitz.

»Wieso nicht? Denen ging es bestimmt nicht so schlecht.« »Mammuts gibt es aber keine mehr«, sagte Jean, »und für Felle um die Hüften ist es etwas zu kalt geworden. Und überhaupt ist es zu kalt, so zwischen den Menschen, meine ich. Ist wie zur Eiszeit, finde ich, auf der Straße und zu Hause, verstehst du.~«

»Nein.«

»Na egal, jedenfalls kannst du heute nicht mehr von Beeren leben. Und hinter jedem Baum kann einer mit der Keule stehen.«

»Ich rede doch nicht von Beeren und Bäumen«, sagte ich, »sondern von unserer Schule. Die muß ich fertig kriegen, schließlich will ich Abi machen, und da soll sich irgendwas tun. Wenn alles so beschissen ist, muß doch was passieren. Vielleicht bräuchten wir 'ne Schülerzeitung, das wäre wenigstens was.«

»Erst willst du Politiker werden, dann Journalist«, sagte Jean, »komm mal auf den Teppich.«

»Wieso?« gab ich zurück, »ich habe keine Lust mehr, immer als der Schwächere dazustehen und mich allein rumzustreiten. Vielleicht machen sich die Schwächeren mehr Gedanken als die Stärkeren, die haben's ja nicht nötig.«

»Gedanken machen ist ja o. k.«, sagte Jean, »mach ich ja auch. Aber, wie gesagt, du darfst nicht übertreiben. Du legst dich ja mit jedem an. Kein Wunder, daß du oft was draufkriegst.«

»Ich leg mich nicht mit jedem an«, sagte ich, »ich misch mich nur ein, wenn's mir zuviel wird, was passiert. Du redest ja immer so, als wäre dir alles klar, -aber du machst nichts, und bei mir ist es andersrum.«

»Von wegen ich mache nichts«, sagte Jean, »ich reite mich nur nicht so rein wie du.«

Jean ging, der Winter blieb, und ich blieb auch und las in meinen Büchern herum, zählte sie von Zeit zu Zeit und war etwas stolz darauf, schon so viele zu besitzen. Viele Bücher zu haben war ein Gütezeichen. Niemand hatte so viele wie mein Opa. Im Wohnzimmer eine ganze Wand, die nur aus Regal bestand, und darin Hunderte und Aberhunderte von Büchern. Zusammen mit dem gedämpften Licht und dem Geruch nach Zigarren war das eine Art Olymp für mich, an den ich mich kaum jemals ernsthaft heranwagte. Undenkbar, daß jemand all diese Bücher jemals gelesen hatte. Im Laufe der Jahre pickte ich mir das eine oder andere heraus, ohne es ernsthaft zu lesen; es war mehr ein Versuch der Annäherung. Ich hielt mich an Bilder und Überschriften, zumal mir diese Bücher fürchterlich dick erschienen. Mein Vater hatte auch viele Bücher, die aber weniger fremdartig und respekteinflößend wirkten. Und ich selbst, nun ja, ich zählte die meinen jedenfalls, in der Hoffnung, durch schiere Masse zum Olymp aufschließen zu können. Später gingen die meisten verloren, oder ich warf sie weg, weil mir ihr Inhalt oder meine Sammelleidenschaft mittlerweile peinlich geworden waren.

Ich stand an der Schwelle zur Konsum- und Fernsehjugend oder hinkte eher hinterher, denn meine Eltern legten keinen großen Wert auf Fernsehen, und die riesigen Farbglotzen bei anderen Leuten wirkten auf mich stets deplaziert und fremd. Das Weltbild kroch aus den Zeilen der Bücher, pflanzte sich fort, verflocht sich langsam. Und dieses Weltbild, das im Papier wohnte, sagte, daß die Welt genau so schlecht war, wie sie mir erschien. Das Papier war es, das mir versicherte, daß meine Erlebnisse im Schulalltag millionenfache Wirklichkeit waren, daß überall und schon immer das und viel Schlimmeres geschah. Da war das »Dritte Reich«. Und die unzähligen Kriege und Sklaven im alten Rom und Scheiterhaufen im Mittelalter. Und Hunger und Pest, KZs und Atombomben, Vergewaltigungen und Folter, Gemeinheit und Grausamkeit. All dies verdichtete sich in mir, drängte sich in meine Gedanken, begann zu wurzeln und zu treiben und blieb dabei noch lange Zeit ein konturloser Schatten, den ich nicht in Worte hätte zwingen können.

Es kam dann eine Zeit, in der ich anfing, mich doch langsam an diese Worte heranzuwagen. Ich hatte das Gefühl, klarer zu sehen.

»Weißt du«, sagte ich zu Jean, »bis vor kurzem war da so ein Käfig um mich, ganz dicht und dunkel, und dann begannen die Latten sich zu lockern und zum Teil abzufallen. Ich meine diese ganzen Zwänge von Erziehung, Moral, was dich alles so einengt. Das sehe ich jetzt klarer. Jetzt sehe ich überhaupt erst richtig, daß das ein Käfig um mich rum ist. Und jetzt kann ich die restlichen Latten selber wegstoßen, verstehst du?«

»Klar, du bist der geborene Philosoph«, spottete Jean. »Das kommt jetzt erst raus, wo du bei der Schülerzeitung bist.« »Ach, du hast doch keine Ahnung«, sagte ich, »und wieso machst du eigentlich nicht mit?«

»Weil mir da zu viele von diesen superschlauen Oberstuflern dabei sind, die dir jetzt sonstwas erzählen, aber in ein paar Monaten haben sie ihr Abi und sind sowieso weg.«

»Die riskieren doch viel mehr als du«, sagte ich, »wegen ihrer Abi-Noten, die sie sich versauen können, wenn sie zu frech werden.«

»Und außerdem«, sagte Jean, »was da manche so schreiben, klingt doch etwas komisch. Von Kommunismus und solchen Sachen.«

»Da sind welche von einer K-Gruppe dabei«, sagte ich klug. »Und was ist 'ne K-Gruppe?« fragte Jean.

»Naja, so Übriggebliebene von der Studentenbewegung '68, jedenfalls haben die damals damit angefangen, und heute gibt's diese Gruppen eben immer noch. Und die heißen K-Gruppen, weil sie Kommunisten sind, glaube ich. Ich kapier auch nicht immer ganz, worauf die hinauswollen.«

»Na, von mir aus«, sagte Jean, »aber für mich ist das alles nichts. Erstens, ich kann nicht schreiben. Daran scheitert schon mal alles. Und dann, dieses ganze Politikzeug, damit will ich gar nicht erst anfangen. Gegen Neonazis, o. k., und gegen Bafög-Kürzungen und so weiter, also meinen Segen habt ihr. Aber das reicht mir dann auch. Immer durch die Klassen laufen und sich die dummen Scherze beim Verkaufen anhören, und der ganze Streß mit den Lehrern ... und jetzt dürft ihr doch nicht mal mehr in der Schule verkaufen oder?«

»Vielleicht«, sagte ich, »weiß ich noch nicht.«

»Und du machst da doch nur wegen Petra mit«, setzte Jean kurz nach.

»Was?« fuhr ich hoch. Darauf wollte ich nicht angesprochen werden. Die erste große Liebe war eine Geheimsache oberster Priorirär.. Jean ließ mich in Ruhe.

»Es macht mir jedenfalls Spaß«, sagte ich, »es ist wenigstens etwas, wo man nicht immer als der Schwächere zurückbleibt.«

»Naja, wenn du meinst«, sagte Jean, wird sich ja noch zeigen.«

Vor der Schule standen Leute in grünen Parkas und mit langen Haaren, mindestens Abiturienten, wahrscheinlich noch älter, und verteilten Flugblätter. »Auf nach Gorleben!« stand darauf.

»Das hat doch keinen Zweck«, sagte ich zu ihnen, »da fährt doch von denen hier eh niemand hin.« Ich hätte hinzufügen können, ich selbst übrigens auch nicht, und was ist eigentlich mit Gorleben? War das nicht irgendwas mit Atomkraft? Aber diese Blöße wollte ich mir nicht geben, denn ich fühlte mich diesen Langhaarigen verbunden.

März 1989

Mein Anwalt brachte mir Kopien von Zeitungsausschnitten mit, in denen von unserer Verhaftung und ihren Folgen berichtet wurde. Die Schlagzeilen waren so, wie sie sein mußten. Ich hängte sie mir nicht gerade an die Wand, aber ich las sie mehr als einmal. Warum auch nicht? Wo fand denn heute die Politik statt? Wo wurde heutzutage etwas bewegt, wenn nicht in den Medien? Orientierten sich nicht die Menschen an Fernsehen und Zeitung, statt an den Menschen, die ihnen gegenüberstanden und mit ihnen sprachen? Folgerichtig wanderten die Handlungen und Veränderungen tagtäglich dorthin. Wirklich geschehen war nur, was die Medien widergekäut hatten. Wir haßten das, doch wir mußten zwangsläufig auch das zu unserem Terrain machen. Wir zielten schließlich nicht nur auf irgendeinen Konzern mit dreckigen Pfoten, wovon es so viele gab, sondern auf die Realität, die Platz machen sollte für andere Bilder als die gewohnten und widergekäuten. Die MTV-glatte Gehirnspülmaschine »Massenmedien« sollte verschmutzt werden. Sie sollte öffentlich zugeben, daß es etwas gab, was sie nicht sauberkriegte. Damit sollte die Wirklichkeit wiederhergestellt werden, die selbst erfahrene, die irgendwann die Gewalt der Massenmedien verschwinden lassen sollte; zurückgeführt zu den handelnden Menschen, vor allem zu den vielen, die das Leben oder auch Nichtleben von sich fernhalten wollten. Noch glaubten allzu viele Menschen, das eigentlich Wirkliche finde nur in den Medien statt und habe nichts mit ihrer eigenen Persönlichkeit zu tun. Die Wirklichkeit bedeutete: Geschichte wird gemacht, Verhältnisse werden gemacht, Leben wird gemacht - von Menschen. Greift ein! Meistens hörte das Verständnis schon vorher auf. Für die anderen Gefangenen war ich ein »Politischer«. Das war etwas anderes. Politik war ein Beruf oder ein Hobby, aber das, was hier »politisch« genannt wurde, war ich selbst, meine Persönlichkeit, mein Leben. Ich »machte« nicht Politik, ich lebte, um etwas zu machen, um zu handeln. Wer bei Politik nur an den Bundestag dachte, konnte das nicht verstehen.

Draußen diskutierten jetzt verschiedene Leute, ab wir im Knast politische Gefangene waren oder nicht oder wer außer uns denn noch, aber das war mir ziemlich egal. Sie würden noch viel diskutieren, dieses und jenes, und rumzanken und Berge kreißen lassen und wichtige Papiere und Stellungnahmen verfassen und am Ende genausoweit sein wie vorher. Das hielt wenigstens den Geist auf Trab. Ich war ja auch so einer, diskutierte, was das Zeug hielt, redete mir den Kopf heiß und war oft nicht so sicher, ob die Dinge hinterher klarer waren als vorher. Das würde mir jetzt für eine Weile erspart bleiben, immerhin, eine gute Seite des Knastes: Hier war die Ruhe, mit sich selbst ins reine zu kommen, nachzudenken, die eigenen Gedanken nicht im Feuer der Diskussionen zu verheizen.

Die schlechten Seiten des Knastes überwogen allerdings.

Das Essen war beschissen, auch wenn man das Kommiß-Graubrot gegen Weißbrot tauschen konnte, welches wenigtens kein Sodbrennen verursachte. Ich überlegte mir schon, zum Islam überzutreten: Da sah die Speisekarte entschieden besser aus. Zuerst aber wollte ich mal den zuständigen Pfaffen kennenlernen. Knastpfarrer konnten manchmal ganz vernünftig sein (je vernünftiger sie waren, desto kürzer blieben sie im Amt). Und es war im Knast eine der wichtigeren Beschäftigungen, Gesprächspartner zu finden. Ich dachte daran, daß die Leute, die lange im Knast waren, oft so leise und langsam sprachen, so, als müßten sie sich erst wieder daran gewöhnen, daß jemand sie hören konnte. Wie sollte es auch anders sein. Und nun die Isolation: Wir unterlagen nicht dem ganzen Programm der Isolationshaft, wie es an den Gefangenen der RAF exekutiert wurde, doch es blieb für uns genug Unangenehmes übrig. Einzelhofgang, Einzelduschen, Ausschluß von Gemeinschaftsveranstaltungen, häufige Durchsuchungen der Zelle, all das ohne offiziellen Beschluß (jedenfalls kriegte ich keinen). Menschen sah ich, abgesehen von den Schließern, nur entfernt, auf den Gängen manchmal, oder auf dem Hof, wenn ich mich am Fenstergriff hochgezogen hatte und unten eine Station gerade Hofgang hatte. Und die Besucher, die Freunde von draußen, fast schon fremd, die

dünnen Fäden in die andere Welt der Menschen, aus der ich weggeholt worden war. Meine Besucher, die eigentlich »drinnen« waren, während ich »draußen« war: herausgerissen aus Leben und Alltag, in ein fremdes Land mit fremder Sprache verschlagen. Die Trennscheibe steigerte es ins Absurde. Wer saß nun im Aquarium, ich oder sie? Die Sprechanlage war kaputt oder absichtlich schlecht, und wir mußten uns fast anbrüllen. Panzerglas, wie es sein mußte: glatt, durchsichtig harmlos, vernichtend.

Dieses Glas trotzte jeder Gewaltfantasie. Hier würde alles abprallen. Da mußten Hämmer her, die noch nicht geschmiedet worden waren, oder Pulver, die noch niemand gemischt hatte. Je dünner das Glas war, desto gewalttätiger erniedrigte es die Menschen diesseits und jenseits. Irgendwann würde es dünn wie ein Molekül sein, und uns würde der Atem davor vergehen. Was sollten da noch Steine? Sie würden niemals ankommen.

Mai 1980

»Was soll die Scheiße!?«

Neben mir hatte jemand geschrien, aber mir war zuerst nicht klar, wer oder was gemeint war. Ich versuchte, inmitten der Menschenmassen zu erkennen, was da vor sich ging. Es mußte in unmittelbarer Nähe sein, aber alle drängten in dieselbe Richtung, und ich konnte zwischen den Leuten keine Gasse finden. Plötzlich stolperte ich fast, denn direkt vor mir kniete jemand und fuhrwerkte am Boden herum. Als er einen hastigen Blick nach oben warf, sah ich, daß es ein Mann war, mit langen Haaren und einem Halstuch, das über Mund und Nase hochgezogen war. Er hatte einen Schraubenzieher in der Hand und war damit beschäftigt, Pflastersteine auszugraben. Der Boden war hart und trocken, und er hatte seine Mühe damit. Als ich mich umsah, fand ich noch einige andere Leute mit Tüchern vor dem Gesicht. Maskierte also. Dann kam einer von hinten, einer ohne Tuch, und zerrte den knieenden Mann am Arm hoch. Ich erkannte die Stimme von eben wieder.

»Hör auf mit dem Scheiß!« rief er. Der Kniende riß seinen Arm los und machte weiter. Von allen Seiten drängten die Menschen, manche mit, manche ohne Tücher. Ich stand mitten im Geschehen. Der Mann ohne Tuch fing wieder an, den Maskierten am Arm zu ziehen. Eine Frau nahm ihr Tuch herunter und ging dazwischen.

»Laß den doch in Ruhe«, sagte sie, »was willst du eigentlich?« »Daß ihr aufhört damit«, sagte der Mann, »verdammt, was soll denn das? Was soll dieses verdammte Steineschmeißen immer?«

»Warte, bis die Bullen kommen, und dann frag noch mal«, gab die Frau zurück.

»Was interessieren mich die Bullen? Die machen doch gar nichts. Die machen erst was, wenn ihr mit Steinen schmeißt! «

»Ach wirklich?« höhnte die Frau, »du scheinst dich ja echt gut mit Demos auszukennen. Erzähl doch so was mal den Leuten, die den Holzknüppel auf den Kopf kriegen, weil sie nicht schnell genug rennen können, egal, was sie vorher gemacht haben.«

»Warum sollte mir einer auf den Kopf hauen? Ich hab nichts gemacht. Aber ihr.«

»Meinst du im Ernst, die knüppeln erst, wenn wir anfangen?« rief die Frau. »So blöd kannst du doch gar nicht sein!«

»Laß den doch«, sagte ein Maskierter, »der erzählt doch bloß.«

»Der erzählt überhaupt nicht«, mischte sich eine andere Frau ein, »sondern der hat ganz recht, und ihr laßt gefälligst eure Steine liegen. Wenn die Polizei bis jetzt ruhig geblieben ist, dann machen die auch nichts, es sei denn, ihr fangt jetzt mit Krawall an.«

»Und was war in Hamburg mit Olaf Ritzmann?« fragte der Maskierte. »Wo war denn da der Krawall im S-Bahnhof, wo sie ihn vor den Zug gejagt haben?«

»Ich weiß doch nicht, was in Hamburg war«, sagte die Frau,

»aber ich weiß, was hier ist. Wir lassen uns nicht die Kundgebung kaputtmachen von euch, verstehst du?«

»Wir machen eure tolle Kundgebung kaputt, was?« sagte die erste Frau. »Habt ihr die gepachtet oder was? Merkst du überhaupt, was du da redest? Wo stehen denn unsere Gegner?«

»Das hat doch damit gar nichts zu tun. Überhaupt nichts«, sagte der erste Mann, »und wenn die Bullen tausendmal eure oder unsere Gegner wären, braucht ihr hier nicht mit so was anzufangen.«

»Laß es sein«, sagte ein anderer Maskierter zu der Frau, »hör doch auf, mit denen zu reden, die schnallen es eh nicht. Laß uns die anderen suchen. Hier ist es sinnlos.«

»Aber ihr müßt doch ... ach, du hast recht. Ist für'n Arsch«, sagte die Frau. Der Kniende erhob sich. Die Maskierten drängten sich durch die Umstehenden und verschwanden irgendwo in der Menge. Alle sahen ihnen nach und redeten durcheinander.

»Die wissen doch gar nicht, was sie da machen«, sagte die Frau.

»Das ist alles unpolitisch, diese Gewalt«, sagte der Mann, der sich zuerst geäußert hatte, »nützt doch nur den anderen, dem Strauß und Konsorten, dann gibt's schöne Schlagzeilen von den linken Chaoten und neue Sicherheitsgesetze und Polizeiwaffen. Am Ende sorgen die noch dafür, daß Strauß Kanzler wird. Das ist alles, was sie mit ihren Steinen erreichen. Wieso verstehen die das bloß nicht?«

»Die wollen oder können's nicht«, sagte die Frau. »Mit denen kann man doch gar nicht reden. Die werden doch sofort aggressiv, wenn man mit denen diskutieren will.«

Über dem Gemurmel der Menge lag das hallende Lärmen der Lautsprecheranlage. Irgendwo, weit entfernt, predigte eine unverständliche Stimme. Die Menschen warteten, daß endlich Schluß war. Viele hatten sich schon zerstreut, waren in Richtung U-Bahn gewandert, standen in langen Schlangen am Eingang einer Bäckerei, an Pommesbuden in der Umgebung. Die Polizeiautos, die hier und dort zu sehen waren, standen ruhig am Straßenrand, und ihre Besatzungen daneben, locker, aber mir runden schwarzen Schilden am linken Arm, und mit weißen Helmen auf dem Kopf. Was sie damit vorhatten, war mir nicht recht klar. Die Maskierten waren nicht mehr zu sehen. Was sie mit den Steinen wollten, war mir ebenso unklar.

Irgendwo blinkte ein Blaulicht. Die Menge um mich her lichtete sich langsam. Ich ging zur U-Bahn, während zwischen mir und dem grauen Himmel die blecherne Stimme über dem Platz lag. Ihre zerfetzten Lautreste folgten mir bis auf den Bahnsteig.

Später saß ich irgendwo mit Petra und anderen; um ihr nahe zu sein, nutzte ich auch Diskussionen über Politik (nicht gerade ein Privileg pubertärer Erfindungsgabe, wie ich in späteren Jahren feststellte). Da saßen, wie meistens, ältere Menschen um mich herum, und ich hoffte, von ihnen irgendwie meine widersprüchlichen Fragen und Antworten erklärt zu bekommen. Vielleicht konnte ich ihnen ja wenigstens etwas abgucken. Ich wollte, daß alles anders wird, soweit war ich schon. Anders sollte die Welt werden, passender, richtiger, und dann würden sich die Widersprüche auflösen, auch die in mir selbst verborgenen. Aber einer dieser Widersprüche war eben der Weg zur Veranderung - wie kam ich aus dieser absurden Schleife heraus? Doch meine Hoffnungen wurden meistens enttäuscht, denn die dort saßen, waren zwar älter als ich, doch darum noch lange nicht weise, und soviel sie über theoretische Probleme zu sagen hatten, sowenig konnten sie mir in der Praxis weiterhelfen. Petra war da keine Ausnahme.

»Wie stellst du dir denn das vor?« fragte sie. »Alles wird einfach anders? Alle lieben sich plötzlich, und es herrscht Frieden auf Erden? «

»Ich weiß ja auch nicht«, sagte ich, »ich weiß nur, es muß ohne Gewalt gehen. Wer Gewalt anwendet, um seine Ziele zu erreichen, ist nicht besser als seine Gegner.«

»Das sehe ich aber anders«, sagte einer, »mal ganz abgesehen davon, daß diese Gegner - also unsere Gegner, sag ich mal - sicher nicht solche Diskussionen führen wie wir hier. Ich finde nicht, daß Gewalt gleich Gewalt ist. Es gibt Unterschiede.«

»Und welche sind das?« fragte ich. »Woran unterscheidest du denn gute und schlechte Maschinenpistolen?«

»An denen, die sie benutzen«, erwiderte er, »für mich ist es wichtig, was derjenige sich denkt, der schießt. Deshalb habe ich auch mehr Verständnis für Attentate der RAF als für ballernde Polizisten.«

»Aber das kann ja wohl nicht alles sein«, sagte Petra, »was Tomas meint, ist doch, daß Gewalt zuerst mal ein moralisches Problem ist. Da brauchst du doch gar nicht mit solch einem Hammer wie Attentaten zu kommen. Sich dir einfach 'ne Demo an, was da abgeht.«

»Genau«, sagte ich erleichtert, weil ich das auch gemeint hatte und fürchtete, den Faden zu verlieren. »Wenn ich da Leute sehe, die Steine schmeißen, frag ich mich doch, wie die mal eine gewaltfreie Gesellschaft machen wollen, oder ob sie's überhaupt wollen.«

»Na gut, bleiben wir mal allgemein«, sagte der Mann, der Tom hieß, »und reden wir nicht von Taktik oder so etwas, obwohl das auch eng mit der Gewalt zusammenhängt. Ich halte ja zum Beispiel auch nichts davon, wenn auf Demos Steine geworfen werden, aber eben nicht aus moralischen Gründen, sondern aus politischen. Ich sehe mich als Revolutionär, ja? Als Kommunist, und ich glaube nicht an eine friedliche Veränderung der Gesellschaft ...«

»Ist das 'ne Glaubensfrage?« fragte ich dazwischen.

»Naja, letzten Endes natürlich nicht«, sagte er, »du kannst aus der Geschichte 'ne Menge lernen, wenn du dir mal die Zusammenhänge ansiehst. Die friedliche Revolution, so was gibt es einfach nicht. Weil zur Gewalt eben nur einer gehört, und dieser eine - also das Kapital meine ich - wird immer gewalttätig sein.«

»Und deswegen können wir auch draufhauen, meinst du?« sagte ich laut. Das ist doch Quatsch. Wir wollen doch was Besseres. Ich bin kein Christ, und wenn's drauf ankommt, würde ich vielleicht auch ein Gewehr nehmen, ich meine, wenn es wirklich hart auf hart geht ... Obwohl ich glaube, daß ich danach verrückt würde, schizophren oder so etwas. Du kannst doch nicht die neue Zeit mit Schüssen beginnen. Das zeigt doch auch die berühmte >Geschichte<.«

»Aber wie soll es denn deiner Meinung nach gehen?« fragte Petra. »Ohne Gewalt, schön und gut, das will ich ja eigentlich auch. Und weiter?«

»Naja, durch Überzeugung«, sagte ich, »erst müssen sich die Menschen ändern, und dann brauchst du auch keine Gewalt mehr, weil dann die Gesellschaft sich von selbst ändert.«

»Dann sich dir doch mal die Kräfteverhältnisse an«, sagte Petra, »was willst du denn gegen die Bild-Zeitung ausrichten? Diese Überzeugungsarbeit muß sein, und die gibt es doch auch seit ewigen Zeiten. Aber irgendwann reicht das nicht mehr.«

»Warte mal ab«, sagte Tom, »was passiert, wenn all diese Überzeugungsarbeit zu erfolgreich wird. ’Du denkst, weil du selbst friedlich bist, bleibt auch dein Gegner nett zu dir. Aber nur, solange du erfolglos bist! Was meinst du, was hier los wäre, wenn es ein paar Millionen Revolutionäre gäbe in diesem Land?«

»Jedenfalls wäre es dann nicht sehr friedlich hier«, sagte ich, »aber das ist für mich kein Argument. Es läuft doch darauf hinaus, daß du sagst, wenn die Revolution nicht von selbst kommt, muß sie mit Gewalt vorangetrieben werden. Und das heißt, irgendwelche Revolutionäre entscheiden, ob Gewalt richtig oder falsch ist, ob jemand erschossen wird oder nicht. Wer kann denn so was entscheiden? Ich finde, das geht überhaupt nicht. Gibt’s dann wieder >wertes< und >unwertes< Leben?«

»Das ist doch Polemik«, sagte Tom, »revolutionäre Gewalt ist doch kein Selbstzweck, und niemand schießt gerne andere tot. Oder jedenfalls sollte das niemand tun; asoziale Trittbrettfahrer gibt es natürlich immer. Aber bleib doch mal realistisch. Was sollten denn die Menschen in El Salvador oder Nikaragua machen? Oder in Südafrika? Sollen die sich foltern, ermorden, ausplündern lassen?«

»Aber das ist Widerstand«, sagte ich, »und es gibt doch auch Notwehr.«

»Also, und wer entscheidet, ab wann etwas Notwehr ist?« fragte Petra. »Was wäre denn zum Beispiel ein Attentat auf Hitler gewesen? Ein Drittel der Deutschen hat den gewählt, und trotzdem wäre es eine Art Notwehr gewesen, ihn zu töten.«

»Und was willst du damit sagen?« fragte ich.

»Ganz klar«, ergänzte Tom, »es gibt eine Grenze. Du kannst dich nicht hinstellen und die Gewalt an sich verdammen. Jeder Mensch weiß, daß es die Grenze gibt, du auch. Gewalt ist nicht etwas, das du allein moralisch behandeln kannst, weil es eben Momente gibt, wo sie einfach sein muß. Wie willst du das Problem lösen? Vom Himmel kommt keine Antwort, die mußt du schon selbst suchen.«

»Ich?« fragte ich. »Da kannst du noch lange warten. Klar, wenn du es so siehst, würde ich sagen, Gewalt darf immer nur das allerletzte Mittel sein. Eben Widerstand, Notwehr, wenn du angegriffen wirst. Aber nicht, daß irgendwelche Revolutionäre, oder was sich dafür hält, losziehen und den Kampf für eröffnet erklären.«

»Vielleicht definieren die Widerstand oder Notwehr nur anders als du«, sagte Petra, »es gibt da doch keine allgemeine Instanz für. Da gibt’s doch tausend Abstufungen und verschiedene Wahrnehmungen. Ich wäre da jedenfalls vorsichtig mit meinem Urteil, auch wenn ich von Gewalt an sich wirklich nichts halte. Und, wie auch immer, solange die Gewalt Realität ist, solange die ständig um uns rum ist, müssen wir uns damit auseinandersetzen. Du kannst die nicht einfach durch deine Utopie wegreden.«

Ich sagte nichts mehr dazu. Alles klang so vernünftig, ob für oder wider, so durchgekaut, und wir hätten noch Stunden so weiterreden können. Die Verknotung blieb dieselbe, es ging weder vor noch zurück. Übrig blieb bei mir vor allem Mißtrauen gegenüber logisch klingenden Argumenten. Gegenüber all diesem Gerede von Klarheit, Lehren, Logik, Vernunft, So-und-nicht-anders. Es war immer anders, und nichts war klar.

April 1989

Die Sonne knallte rein, angenehm warm, das Radio aufgedreht, das Leben war schon ziemlich schön. Die regelmäßige Zellenrazzia war vorbei, ein paar ordentliche Beamte ohne große Motivation, die freundlicherweise meine Abwesenheit beim Hofgang nutzten und mich so mit ihrem Anblick verschonten. Abendessen, Radiomusik, ein Bett - was braucht der Mensch mehr? Wenn es ab und zu mal im Radio Punk oder New Model Army oder so was gab, tanzte ich ohne weiteres in der Zelle - wer auch immer zusieht, es sieht keiner zu! - und sang ein Liedchen und schrieb Briefe, daß es mir gut ginge, was diedadraußen nicht immer kapierten, und freute mich, daß es immer noch und immer weiter ging. Wer sagt denn, daß im Knastorchester nichts als Trübsal geblasen wird? Ich wollte jedenfalls keine Kiefersperre wegen finsterer Miene kriegen, lieber schon eine Einkaufssperre wegen Arbeitsverweigerung. Nur weil Gitter davor waren, war der Himmel doch kein anderer geworden. Vor manchen Knastfenstern waren Fliegengitter und Sichtblenden, um selbst diese Wahrheit zu verstecken, und es war eine wichtige Wahrheit. Solange ich noch wußte, wie der Himmel aussah, würde es gehen, könnte es gehen. Da war ich mir sicher. Obwohl es oft gar nicht so leicht war, sich die Bilder ins Gedächtnis zu rufen. Vielleicht sollte ich mir doch Fotos von meinen Geliebten schicken lassen. Beim Briefeschreiben konzentrierte ich mich auf die Gesichter, und ein paar Erinnerungen konnte ich ja auch bei Besuchen auffrischen, aber das war auch nicht so leicht. Einige würden mich lieber nicht besuchen wollen, um nicht mit hineingezogen zu werden - es war ja bekannt, daß der Kontakt zu »Terroristen« der Bundesanwaltschaft schon genügen konnte für ein § 129a-Verfahren. Andere würden vielleicht keine Besuchserlaubnis bekommen. Wenigstens konnte Anna kommen, das war schon mal was. Ich liebte sie mehr als vorher. Ein bißchen war sie immer da, durch alle Trennscheiben.

Irgendwo in diesem Haus Eins der Justizvollzugsanstalt Moabit waren jetzt Hassan und Boris, das drückte am meisten aufs Gemüt; Briefe unter uns würden natürlich, wenn sie überhaupt durchkamen, Wochen dauern, und was konnten wir uns schon schreiben, ohne Material für den Staatsanwalt zu liefern? Daß wir Sehnsucht hatten, uns umarmen, küssen, unterhalten, spüren wollten? Das wußten wir ja zum Glück auch so, ohne Briefe. Ich meinte jetzt, die berühmte Forderung nach »Zusammenlegung der Gefangenen« besser verstehen zu können: nicht in ihrem politischen Zusammenhang, sondern im persönlichen. Das war schon ein harter Brocken, hier zu sitzen und zu wissen, die anderen saßen auch hier, nicht weit, aber unerreichbar, so banal es nun mal war. Was am engsten verbunden gewesen war, war nun am weitesten fort, fortgerissen und gleichzeitig wieder nahegerückt von diesen uniformierten Armen. Dafür hätte ich manchmal meine Zelle kurz und klein schlagen können, wenn sich dieser Zustand vor mir aufpflanzte und sein Backsteingrinsen aufsetzte.

Aber auch Backsteine sind, für sich genommen, in Ordnung. Rauhe, warme, dunkle Steine, die noch irgendwie zur Erde gehören - im Gegensatz zum Beton, für den alle Adjektive längst verbraucht sind. Das ist etwas, das Moabit fast ein bißchen sympathisch macht. Ich hatte jedenfalls nichts gegen die Steine, und, sei's drum, auch nichts gegen die blaßgrüne Wandfarbe oder gegen das alte Sperrmüllholz des Schrankes. Ich malte mir die Zeit aus, wo ich ein eigenes Radio hier haben würde, und vielleicht eine Schreibmaschine, und eine Gitarre, und dann würde mir erst mal gar kein weiterer Wunsch mehr einfallen. Ich würde sogar sonnabends der Bundesliga lauschen und zu Hertha BSC halten oder, weil es bei den Hertha-Fans so viele Nazis gab, zu St. Pauli, und keine Briefe mehr schreiben, sondern welche malen, und Bilder beschreiben, damit ich's nicht verlernte, und erzählen, wie lustig das Leben im Knast ist, weil es Leben ist und weil ich mich nicht an den Mauern und Gittern messen mußte, sondern an anderen, wichtigeren Dingen: an meinen Ideen und Bildern, an meinen Freunden und Genossinnen, an mir selbst, am Leben, an der Wirklichkeit. Also an nichts anderem als vorher, in der anderen Welt jenseits des Stacheldrahts. War für mich etwa die Schule und

ihre Ordnung ein Wert gewesen, mich daran zu orientieren? Oder Geld oder der Arbeitszwang oder irgendwelche Arschlöcher, die in ihrem dunkelgrauen Mercedes über die Köpfe der Menschen daherrauschten? Nein, mein Herr. Da waren ein paar idealistische oder romantische Anwandlungen, Liebe, Freundschaft, schönes Wetter und, vor allem, ganz unbescheiden, Idealismus und Romantik. Ich dachte an den Kies des Weges, wie er unter den Schuhen knirschte, wenn wir unsere Großeltern in ihrem Häuschen besuchten, als ich kleiner war, und die Knastmauern verzogen sich schweigend. Ich dachte an die Wolken, die große Triumphbögen über dem Atlantik gebildet hatten, während wir auf dem Rücken der Caldera wanderten, und die Gitter lösten sich auf. Ich dachte an den langsam aus der Stille emporsteigenden und anschwellenden Gesang der zahllosen Muezzins, während die aufgehende Sonne Kairo glänzen ließ, al-Kahira, die Siegreiche. Die schrillen Geräusche des Knastes verklangen, weit weg.

Dezember 1980

An einem schmutzigen Winterabend begannen Zeit und Welt Gestalt anzunehmen.

Der Boden war hart und grau, und darüber lag der Smog. Der Himmel war hell, denn die Wolken strahlten rötlich, beleuchtet von den Lampen der Stadt. In den Straßen herrschte das eigentümliche Licht der Großstadtnacht, in der die zahllosen Laternen schwache Schatten werfen und sich die Nacht in den dunklen Winkeln und über den Hausdächern ausbreitet und hierhin und dorthin tastet in der Hoffnung, trotz der vielen Lichter so etwas wie Dunkelheit und nächtliche Gefühle zu erzwingen. Ob es acht Uhr war oder zehn oder zwölf - das machte keinen Unterschied. Ich stand auf dem Bürgersteig, und meine Kindheit endete. Vielleicht nicht auf einen Schlag, ohne theatralische Geste, die ihr den Garaus machte. Vielleicht tat sie auch nur ihren letzten Seufzer in diesen Stunden.

Ich kam durch einen Schlauch, einen schmalen Gang, begrenzt von Bauzäunen. Ich wußte nicht, was dort gebaut wurde, ich wußte jedoch, daß dieser Weg gefährlich war, denn viele Leute benutzten ihn und drängten sich voran, und die meisten rannten und riefen Warnungen, die mir nichts sagten. Hinter mir lag eine Brücke über den Landwehrkanal, vor mir erweiterte sich der schmale Weg zu einer kleinen Straße und führte unter einem Hochhaus hindurch. Und als ich das Gebäude hinter mir ließ, erreichte ich einen Platz, einen großen Kreisverkehr, durchschnitten von der Hochbahn, deren Bahnhof in der Mitte des Platzes lag. Die Hälfte des Platzes war von Hochhäusern umkrallt. Das war das Kottbusser Tor. Hier war ich irgendwann schon einmal gewesen. Nun stand ich also an der Einmündung dieser bedeutungslosen Straße in den Kreisverkehr, und etwas weiter war eines dieser Hochhäuser. Im Erdgeschoß befand sich eine Bankfiliale, und keine einzige Schaufensterscheibe dort war mehr heil. Splitter, Reste, Ruinen gewaltiger Glaswände ragten empor; ihre vernichteten Überreste lagen auf dem Boden verstreut, zertreten, zermalmt. Die Leuchtreklame darüber verhöhnte grellgelb die sterblichen Überreste des Glases. Die geborstenen Glaswände waren mir wirkliche Wände, die Splitter Trümmerfelder, die Löcher waren wie Krater. Es dauerte eine Weile, bis ich aufgenommen hatte, was ringsum geschah. Überall standen Gruppen von Menschen, alle schienen genausgpassiv zu sein wie ich, beobachtend, neugierig. Vor der Bank, auf dem Gehsteig, stand ein Streifenwagen, ein VW-Bus, ohne seine Besatzung. Einige Menschen liefen herbei, und plötzlich schwankte der Wagen hin und her wie im Sturm und landete knirschend auf der Fahrerseite. Unter lautem Gejohle der Schaulustigen rannten Leute davon, hierhin und dorthin. Von irgendwoher kam die Besatzung des VW-Busses gelaufen, einer der Beamten fuchtelte mit einer Pistole herum. Die Menschen an den Straßenecken gerieten in Bewegung, manche rannten weg, andere näherten sich dem Geschehen. In das weiße und gelbe Licht von Leuchtreklamen, Fenstern und Laternen mischte sich nervses Blaulicht. Unruhe begann, und der Lärm der Martinshrner lag schrill und fordernd in der Luft. Ich war nicht mutig, und ich wußte nicht, was geschah. Ich war nur noch ein Schwamm; in den folgenden Stunden tat ich nichts geplant, sondern ließ mich treiben, nahm auf, sehend, hrend, riechend. Die Sirenen wurden lauter, sie kamen von überall her und wollten überall hin. Blaulicht und weiße Helme färbten die Nacht, tauchten aus dem Dunkel auf und verschwanden wieder in den Schatten, um an einer anderen Ecke erneut zu erscheinen. Wie viele es waren, hätte ich nicht schätzen können. Und die Nacht war plötzlich erfüllt von anderen Geräuschen, von Geräuschen, die ich noch nicht gehört hatte, die ich aber dennoch wiedererkannte, denn ich hatte ihren Widerhall schon früher zwischen den Zeilen der Presseberichte bemerkt. Ein flaches, kurzes Knacken beim Zersplittern der Scheiben unter der Wucht der Steine; ein Knacken, das überhaupt nicht zur Vorstellung von berstenden Scheiben zu passen schien, jedenfalls viel weniger als das helle Klirren der Bruchstücke, die zu Boden fielen. Ein Scheppern und Krachen von Mülleimern und Müllcontainern, von Blumenkübeln aus Beton, von Straßenschildern, Verschalungsbrettern, Baustellenabsperrungen, Gehwegplatten, Tonnen, Stahlrohren, Blechkanistern, Mauersteinen, die auf die Straße geworfen

wurden. Ein spitzes Klacken von Pflastersteinen, die gegeneinander geschlagen wurden, ein undefinierbares Geschrei, wenn die Menschen in Bewegung gerieten, ob es nun vor oder zurück ging. Ein Aufheulen von Motoren, wenn die Mannschaftswagen der Polizei sich näherten, und die wütenden und anfeuernden Rufe der Polizisten, wenn sie aus den Wannen gestürmt kamen. Und im Hintergrund ständig das Martinshorn, nervös und dünn, dazwischen ab und zu der weniger hohe und schrille Ton der Feuerwehr.

Zwischen all dem bewegte ich mich, ohne es zu verstehen. Es war ein fremdes Land in einer fremden Zeit; Menschen in Lederjacken, mit dunklen Tüchern über Mund und Nase, mit Steinen in den Händen, hektisch und euphorisch, und dazwischen andere, gewöhnlicher aussehend, die voller Panik Schutz suchten vor den umherschwirrenden Pflastersteinen und den Knüppeln der Polizisten, die wahllos zuschlugen. Straßen wurden verbarrikadiert, der sowieso schon geringe Straßenverkehr verschwand vollends. Der Asphalt wurde von den Menschen erobert, für eine kurze Zeit, bis wieder die Kolonnen mit dem Blaulicht nahten. Manchmal kurvten sie um Hindernisse herum, funkensprü-hend, wenn ein umgeworfenes Verkehrsschild sich an der Stoßstange verhakte, manchmal stoppten sie plötzlich, und die Polizisten sprangen heraus, auf ihre Schilde trommelnd, und alle außer einigen wenigen flohen. Und diese wenigen waren die seltsamsten von allen, sie blieben stehen und warfen ihre Steine, bevor sie die Flucht ergriffen, und manchmal hielten sie ihre Position. An anderen Stellen hielten die Fahrzeuge nicht an, denn die Steine prasselten gegen ihre Blechwände und scheuchten sie davon. Die Wagen hatten Gitter an den Frontscheiben, doch die Seitenfenster waren ungeschützt. Viele waren zerstört, bei einigen war das Blaulicht hin, und statt seiner kreiste eine nackte weiße Lampe auf dem Dach.

Ich sah dies alles, ich stand auf einem Platz, zwischen den Fronten, ohne zu denken. Mir gefiel irgend etwas an all dem. Ich war gekommen, als ich gehört hatte, daß etwas im Gange war. Meine erste große Liebe, Petra, war es gewesen, die angerufen hatte, um mir zu sagen, daß ein besetztes Haus geräumt werde. Zufällig wußte sie es, zufällig wohnte sie ganz in der Nähe. Ich wußte nicht einmal so recht, ab ich gekommen war, weil etwas passierte, oder weil ich hoffte, sie dort vielleicht zu treffen. Diese Frau, die wie alle Menschen, die mir etwas bedeuteten, älter war als ich. Auch sie; ich hatte lange gebraucht, mir einzugestehen, daß ich verliebt war. Und ich hielt mich doch für sehr reif und schlau, und nun scheiterte ich an denselben Stellen, an denen auch die anderen in meinem Alter scheiterten. Dieses Verliebtsein war ein Scheitern, darum mußte ich es verbergen, vor allen, denn es zeigte mich schwach und hilflos. Das wußten alle, denn ich war ein schlechter Lügner, und dies zu erfahren beschämte mich später doppelt. Das mußte wohl das sein, was Pubertät genannt wurde. Aber wenigstens eines hatte sie bewirkt, diese erste große Liebe: Kaum hatte sie angerufen, hatte ich mich auf den Weg gemacht. Nein, nicht wegen ihr. Ich war doch zwei Monate vorher schon auf einer Demo gewesen, hier in diesem fremden Kreuzberg 36. Sie war gegen etwas, von dem ich nicht sehr viel wußte, aber die Instandbesetzer waren jedenfalls in Ordnung. Und ein paar Monate davor war eine andere Demo, es ging um den Wahlkampf, um die Gefahr namens Strauß in Bonn, Freiheit und Democracy; und da war einer gewesen, der hieß Olaf Ritzmann, der war in Hamburg kurz zuvor von den Knüppeln der Staatsmacht vor die S-Bahn getrieben und getötet worden, auch dort bei einer Anti-Strauß-Demo, und nun warteten in Berlin alle auf den Krawall vor dem prunkvollen neuen ICC. Ich wartete nicht darauf, damals, denn es war mir allzu fremd, aber als es geschah, fand ich es fürchterlich. Warum warfen da welche mit Steinen? Ich wollte damit nichts zu tun haben. Es war zu fern von mir. Warum Gewalt? Etwas ändern, o ja, gewiß.

Damals wollten wir politisch arbeiten, an der Schule, und wir lasen sogar einmal Engels. Die Idee, selbst aktiv einzugreifen in die Geschehnisse, hatte für mich eine andere Bedeutung; es galt, andere zu beklatschen, zu studieren, zu unterstützen. Es gab Befreiung, nämlich die Befreiung anderer, die erreicht werden mußte. Und es gab das eigene Ich, weit entfernt davon, und es gab eine Wirklichkeit, die irgendwo dazwischen lag und die nicht paßte. Wenn sich etwas ändern mußte, dann konnte auch

das eigene Leben so nicht richtig sein. Aber wo war die Verbindung zwischen den eigenen Nöten und Unfähigkeiten und dem großen Problem, das irgendwo jenseits des Horizontes wartete? Zu jener Zeit gab es so viele Fragen, und die Antworten schienen sich stets auf andere Fragen zu beziehen. Vielleicht ging es allen so in diesem Alter. Ich mochte diesen Gedanken nicht.

Wir sprachen über den Ursprung von Privateigentum, Familie und Staat, und ich grübelte darüber, wie man sich mit dieser Liebe und dem Verliebtsein richtig anstellte. Wir waren engagiert gegen F. J. Strauß, und ich versuchte, meine Gedanken, Schwierigkeiten und Hemmungen zu erfassen, die sich ständig meinem Griff entwanden. Wir erwähnten die Notwendigkeit der Revolution, während ich mich fragte, wo die Verbindung zwischen Gehirn und Gefühl gekappt worden war.

Wir sprachen über Gewalt. Ich war sehr gegen die Gewalt, obwohl ich doch eigentlich für die Revolution war. Warum? Wir wollten doch alle den Frieden. Ich dachte an die hinterhältige Gewissensfrage westdeutscher Prüfungskommissionen für Kriegsdienstverweigerer. Der vertierte Iwan will deine Freundin vergewaltigen, du bist bewaffnet - was tust du? Schießt du auf ihn? Ich wußte es nicht, ich sagte mir, ja, wahrscheinlich täte ich es, aber dann, was dann? Ich würde dem Irrsinn verfallen. Es war doch normal, sich zu wehren. Es war nicht fair, solche Fragen zu stellen. Sie zogen dem moralischen Gerüst der Gewaltlosigkeit den Boden weg, indem sie bei aller Primitivität in der Form deutlich sagen: Es gibt eine Grenze, und du kannst dich auf beiden Seiten bewegen. Wenn du glaubst, der Gewalt abschwören zu können, verbannst du sie höchstens in tiefste Tiefen. Du kannst höchstens Opfer sein, die Gewalt erdulden, doch du kannst sie nicht beseitigen. Ja, dachte ich, ich würde das Gewehr nehmen und schießen, und dann würde mein Geist im Wahnsinn enden bei dem Versuch, dem Teufelskreis zu entkommen, der dafür sorgte, daß Gewalt immer neue Gewalt erzeugte. So sagte ich, so dachte ich. Und ich vermied den Gedanken, wie ich mir das eigentlich alles bildlich vorstellte, mit dem Ändern.

Aber ändern mußte es sich doch, zum Teufel. Wofür all das Elend der Generationen, über Jahrhunderte? Nur gelesen, von mir gelesen, und kaum erlebt, denn ich war ja im wohlbehüteten akademischen Elternhaus aufgewachsen, hatte viele Bücher gelesen, mir viele Gedanken gemacht und die Unzufriedenheit über den Lauf der Welt schon mit der Muttermilch eingesogen. Aber wer war schon zufrieden mit dem Lauf der Welt? Und sprangen darum etwa alle auf, voller Wut und Erregung und Optimismus, und begannen, Engels zu lesen? Oder gar Steine zu werfen? Es war wegen des Widersprechens, und es war wegen der Ungerechtigkeit, die nicht hinzunehmen war. Deshalb mußte sich etwas ändern. Weil niemand Ungerechtigkeit dulden durfte, niemand auf der ganzen Welt, wenn es galt, ein Mensch zu bleiben.

Ich stand auf diesem Platz, es war der Oranienplatz, zwischen den Fronten. Vor mir, wo er sich verengte zur Straße zwischen vierstöckigen Altbauten mit bröckelnden Fassaden, war die Straße versperrt mit Blumenkübeln und Mülltonnen. Viele Menschen standen dort, die meisten maskiert mit Tüchern, und die Mannschaftswagen kamen über den Platz heran. Ich stand genau dazwischen. Die Steine pfiffen mir um die Ohren, als die Wagen angebraust kamen und vor der Barrikade kapitulierten. Die Steine klackerten gegen die Wände der Fahrzeuge und auf den Asphalt. Eine Seitenscheibe splitterte, und die Kolonne umrundete mich und machte sich davon, zurück, wie sie gekommen war. Der letzte Wagen kriegte die Kurve nicht ganz und knallte gegen einen Laternenmast. Die Menschen ringsum lachten und applaudierten. Und ich freute mich eigentlich auch ein bißchen, ohne genau zu wissen, warum. Vielleicht einfach nur, weil da auch mal andere Probleme hatten, nicht immer nur ich selbst. Nein, ich wußte überhaupt nicht, woher diese kleine Freude kam. Ich war ja schließlich gegen Gewalt. Es war, als ob das alles anderswo geschah, weiter entfernt, wo man alles nicht ganz so genau nehmen mußte. Ein fremdes Land, da konntest du dich freuen, solidarisch sozusagen, auch wenn dort die eigenen moralischen Ansprüche nicht verwirklicht waren. Das hatte mit dem eigenen Leben nichts zu tun. Immerhin, diese Leute dort mit den Tüchern vor dem Gesicht standen für etwas Gutes, für

etwas Besseres jedenfalls als die anderen, die mit dem Blaulicht und dem Tränengas. Die fuhren dort im Auftrag von einer Art Gegnern.

In dieser Nacht hielt ein wachsamer Schutzengel seine Hand über mich. Kein Stein erwischte mich, die Staatsgewalt irgnorierte mich, kein Knüppel traf mich. Ich bewegte mich wie ein Geist durch die Straßen, unverletzbar, dem irdischen Geschehen entrückt. Es war im Grunde eine kurze Nacht in einem kleinen Gebiet, der Schaden hielt sich in Grenzen, relativ wenige Menschen waren auf beiden Seiten beteiligt, wenn es auch viele Verletzte, Festnahmen und vor allem ungewöhnlich viele Haftbefehle gab. Aber die Scheiben der Bank waren auch in mir eingeworfen worden und zusammengebrochen, und einiges begann sich nun zu klären. Spiegelbilder verschwanden, und der Blick auf andere Dinge wurde frei. Im Geiste stand ich immer noch vor der Scheibe, vor ihren kläglichen Resten, vor den starrenden, scharfen Kanten, die schief aus den Fensterrahmen hervorstachen, und wagte nicht, hindurchzusteigen. Ich hätte mich ja schneiden können, und was lag dahinter? Ich wartete noch auf die Glaser. Doch bevor die kommen konnten, ging es weiter.

Die Nacht war ein erster Rausch, obwohl ich mir darüber nicht im klaren war. Auf den Rausch sollte eigentlich der Kater folgen, und die Probe, ob damit alles vorbei war. Drei Tage später war ich auf dem Ku-Damm, diesmal weniger zufällig. Doch noch immer war es eher Neugierde und nicht eigene Anteilnahme, die mich hierherzog. Ich war fasziniert von dieser seltsamen Idee, nicht lange herumzureden und Bücher zu lesen und sich in Selbstzweifeln zu zerfleischen, sondern einfach loszugehen und etwas zu tun. Und mehr noch: nicht nur etwas für andere zu tun, sondern für sich selbst, und damit gleichzeitig auch für andere. Und noch mehr: Für sich selbst etwas zu tun, aber nicht nur zu Hause, nicht hinter oder vor der eigenen Türe, sondern anderswo - dort, wo es etwas zu fordern gab, wo diejenigen, von denen gefordert wurde, ihre bedrohliche Visitenkarte in Beton und Leuchtreklame gegossen hatten. Und in Schaufenster! Das war der Ku-Damm: Das Schaufenster der Macht, ihre Auslage, ihre Preisschilder, ihre Schminke, ihr Schmuck; hier leuchtete das »Tilt« in den Schlagzeilen, wenn gerüttelt wurde. Und dorthin gingen sie einfach, die Instandbesetzer. Gingen einfach zum Ku-Damm. Vielleicht waren es zweitausend Menschen dort, vielleicht auch ebensoviel Polizei, viel mehr davon als vor drei Tagen auf jeden Fall. Diesmal wollten sie nichts zulassen, nachdem sie zwei Abende zuvor am selben Ort Scherben nicht hatten verhindern können. Aus nichtigem Anlaß wollte mich ein Ziviler mitten im Demo-Geschehen greifen, doch Maskierte drängten uns auseinander, und ich war fort. Von selbst war mir nicht der Gedanke gekommen zu flüchten, ich hatte schon meinen Ausweis in der Hand. »Los, verpiß dich«, sagte einer, der sich vor den Polizisten gestellt hatte, und ich begriff es so langsam. Ein andermal wurden Hunderte eingekesselt, und zwischen zwei Plexiglasschilden wurde ich hinausgelotst, komm, Junge, geh nach Hause. Hier war das, was ich in der Kreuzberger Nacht nicht erlebt hatte: Angst, Panik, Flucht. Der Schutzengel war immer noch mit von der Partie. Die Schaufenster und Vitrinen krachten, der Kessel öffnete sich wieder, die Menschen strömten davon, zurück nach Osten, fort aus der Innenstadt. Der Ku-Damm war von ihnen befreit, die Fassaden standen noch. In der Bülowstraße und die Potsdamer hinunter zum Kleistpark fand die Nacht ihren Ausklang, mit kaputten Scheiben, umgestürzten Bauwagen, hinterherrasenden Mannschaftswagen, einer letzten Menschenjagd in dunklen Ecken. Ich sah es bis zum Ende, das war der Kater, aber es blieb kein bitterer Geschmack. Es blieb das Bedürfnis nach mehr.

April 1989

Die »taz« verkündete voller Triumph, wie friedliebende Demonstranten sich mit Militanten anlegten und ihnen die »Schlagwerkzeuge« wegnahmen, und ich stellte mir das vor, ganz gewaltfrei, und erinnerte mich an ähnliche Situationen, die ich selbst erlebt hatte, nicht nur als Zuschauer. Denn was hier als Fortschritt und Neuheit angepriesen wurde, war ja eigentlich alt wie Abrahams Bart, nämlich daß der Konflikt um die Frage der politischen Gewalt von beiden Seiten aggressiv ausgetragen wurde, auch von der »gewaltfreien«. Ich wußte, wenn ich mit diesen Menschen reden würde, denen jede Gewalt ein Greuel war, würden sie sich redlich bemühen, mir zu erklären, was Gewalt war und was nicht, immer unter der Prämisse, daß das, was sie selbst anderen antaten, keine Gewalt war.

Die Schlüssel klirrten, die Tür öffnete sich, und rein kamen drei Schließer und bauten sich vor mir auf. Sie sahen ziemlich angriffslustig aus.

»Da ist ein Telegramm für Sie gekommen «, sagte der eine, »wir können's hochbringen und Ihnen vorlesen und wieder mitnehmen oder es geht übern Richter.«

Er schien eigentlich sagen zu wollen: »Ein falsches Wort, und die Fresse ist dick.« Und die beiden Kollegen machten per Gesichtsausdruck deutlich, daß sie eigentlich seit mindestens fünf Minuten Feierabend hatten. Ich riet ihnen, es dem Richter zu überlassen. Sie ließen die Kiefer mahlen und verabschiedeten sich. Das nenne ich gewaltfrei.

Ich versuchte, nicht an diese mäßig netten Zeitgenossen und ihr unproblematisches Verhältnis zur Gewalt zu denken. Ich dachte lieber an Anna, die jetzt auf irgendwelchen Vollversammlungen oder sonstigen Veranstaltungen sitzen würde und der das gar nicht gefallen würde, denn sie mochte das nicht so, im Rampenlicht zu stehen und viel reden zu müssen. Aber die Zeiten waren eben andere, heute rannten die Leute nicht von selbst los, wenn sie sich für etwas interessierten, sondern sie mußten begeistert werden; oder aber sie setzten sich in kleinen Zirkeln zusammen, die wichtig daherredeten, aus den Gedanken der Menschen verschwanden und sich irgendwann in Wohl- oder Mißgefallen auflösten. Es gab eben nicht »die Bewegung « wie Anfang der Achtziger, mit Aufruhr, Revolte, Befreiung und chaotischen Beziehungen und vor allem mit dem Bewegungsgefühl, das viele Menschen gemeinsam nach vorne trieb, zu Besetzerräten, Treffen, Versammlungen, ohne daß politische Inhalte und Sprachformen vorher genau katalogisiert werden mußten. Viele der damals Aktiven waren heute passiv und abgetörnt, weil alles so schwierig und zäh geworden war, nichts mehr von selbst zusammenpaßte und so viel Zeit mit Selbstdemontage verbracht wurde. Aber etliche rackerten sich auch weiterhin fleißig ab und hatten alte Erfahrungen mitzuteilen, die nur leider nicht gehört wurden, genau wie wir damals die Erfahrungen der 68er verhöhnt hatten. Anna war irgendwo dazwischen steckengeblieben, so ähnlich wie ich, nur hatte sie meistens mehr Geduld und ein erstaunliches Durchhaltevermögen. Das war jetzt auch notwendig, denn alle naselang fuhren die Leute in den Knast ein und verschwanden erst mal, und übrig blieb'en ein paar da draußen, die sich kümmerten, und das bedeutete ja nicht nur Briefe schreiben und ein Jahrespaket schicken, sondern auch für Öffentlichkeit sorgen und so weiter. Nach ein paar Monaten hatten die Medien den Fall vergessen, die Namen der Verhafteten standen auf irgendwelchen Flugblättern »Freiheit für ...«, aber wie ging es weiter? Irgend jemand mußte ja auch mal sagen, wieso es nicht in Ordnung war, daß da welche im Knast waren.

Annas Stimme hatte ich ganz dünn und schrill hören können, als sie jenseits der Mauern standen mit ein paar hundert Leuten und Lärm machten und Gefangene grüßten und lange, langweilige, unverständliche Reden hielten, deren Inhalt aber doch eigentlich in Ordnung war, nur war die Form so ungeeignet. Sie hatte nichts Derartiges vorgetragen, sondern nur Grüße, und es war erstaunlich, ihre

Stimme ohne trennende Glasscheibe hören zu können. Sie kam wie ein Vogel über die Mauer geflogen, wenn auch nur ganz klein, und dann war nichts mehr zu verstehen; nur ein Knacki brüllte »Lauter!« Dann schlugen die Leute draußen gegen die Stahlgitterstäbe, die noch außerhalb der Mauern waren, und wir drinnen machten auch etwas Lärm. Das erinnerte mich an alte Knastdemos mit etwas mehr Leuten und etwas weniger Gerede, nur hatte ich damals selbst von außen gegen diese Gitter geschlagen, und das war die angenehmere der beiden Positionen, auch wenn danach Bullen mit Hunden auf uns losgingen.

Damals war Knast noch etwas ziemlich Fremdes gewesen, eine Art Drachen, der im fernen Moabit lauerte und ab und zu Opfer forderte, die uns entrissen wurden von seinen willigen Dienern im Amtsgericht Turmstraße und deren Bütteln mit Helm und Knüppel, alles war mehr oder weniger eine graue Masse. Und vielleicht war es ja auch wirklich so; es kommt nur auf den Standpunkt an. Von drinnen besehen, war es eine Masse.

Februar 1981

Ich ging einmal mit Petra am Landwehrkanal spazieren, der Kreuzberg 61 mit Kreuzberg 36 verband; alle anderen direkten Wege waren öde und leer. Der Landwehrkanal war ein durch und durch schmutziges, träges Gewässer, eingezwängt und vollgemüllt, und dennoch ein Riß im steinernen Panzer der Stadt. Wenn sich der ganze Panzer nicht anders abschütteln ließ als durch dieses Trugbild von Natürlichkeit, dann eben so. Die Enten taten so, als schwämmen sie in freiem Wasser, und wir glaubten es ihnen. Stadtluft macht frei von hohen Ansprüchen.

Für einen Berliner Wintertag war es ganz gemütlich; der Smog hatte sich verzogen, die Sonne machte ihn vergessen, es war nicht so kalt, wie es hätte sein können. Es war ein Tag fiir ziellose Spaziergänge, weil er schöner war als die vorigen. Und es gab einen Grund mehr, nach draußen zu gehen, denn es konnte etwas geschehen. Seit kurzem konnte wieder etwas geschehen, etwas Unvorhergesehenes, der Tritt war nicht mehr so sicher und vorherbestimmbar wie noch vor kurzem. Es gab die Häuser, die Instandbesetzer, die Krawalle, neue Besetzungen, alles war möglich. Alles konnte sich ändern.

»Denkst du schon wieder an die Revolution?« fragte Petra. »Machst du eigentlich auch mal Pause?«

»Nein«, sagte ich, »wieso Pause? Machst du Pause beim Atmen?«

»Wow, toll gesagt, Che Guevara«, sagte sie, »aber mir fällt das Atmen doch noch 'n bißchen leichter.«

Ich sagte nichts. Da war das Urban-Krankenhaus, ein bißchen wie ein Gefängnis, ein bißchen wie eine Wohnfabrik, kein bißchen wie etwas, worin jemand gesund werden konnte. Ein grauer Klotz, Gesundheit für arme Leute, vom Fließband.

»Ich meine«, sagte Petra, »bleib doch mal realistisch. Sich dir die Menschen an. Die sind eben so, wie sie jetzt sind. Gewalttätig und feige, egoistisch und träge. Viele sind ganz zufrieden dabei.«

»Wer ist denn zufrieden?« fragte ich.

»Na, jedenfalls ging es den meisten Menschen noch nie so gut wie jetzt, und die werden so schnell bestimmt nicht umstürzlerisch.«

»Und was ist das für 'ne Zufriedenheit?« fragte ich heftig. »Die Leute stopfen Pillen und Alkohol in sich rein, lassen sich von >Bild< und der Glotze berieseln, die ihnen das Denken abnehmen, und sind einsam, ausgehöhlt, arbeiten vor sich hin, stieren vor sich hin, buckeln und treten; wir leben doch in Zombie-Städten. Und das sind die, denen es noch nie so gut ging wie jetzt! Was ist mit denen, denen es schlechter geht?«

»Das kannste doch nicht alles so verallgemeinern«, sagte Petra, »und selbst wenn es vielen nicht wirklich gut geht, was willst du machen? Gehst du einfach hin und sagst es ihnen? Und dann?«

»Niemand kann was erzwingen«, sagte ich, »aber irgendwo und irgendwie muß es ja mal anfangen. Und wenn genug Leute geschnallt haben, was hier läuft, dann ...«

»Tja, dann«, sagte Petra, »dieses >Dann< hat's schon oft gegeben, und das war meistens Blut, Terror und Elend. Wenn da einmal die Dämme brechen, gibt's kein Halten mehr. Dafür gibt's genug Beispiele.«

»Und was sollen wir machen?« fragte ich. »Ich weiß das doch auch. Selbst wenn du mal abrechnest, was da alles in den Geschichtsbüchern an Lügen steht. Tausendmal ist es vielleicht schiefgegangen, aber irgendwann muß es einfach mal klappen.« Ich merkte selbst, wie schwach dieses Argument war. Wie sollte Hoffnung gegen Rationalität bestehen? Mit Idealismus ließ sich nicht argumentieren. Ich wollte sagen: Ich weiß um die Opfer, um die Not, die jede Revolution mit sich bringen wird. Und wenn ich manchem Feind diese Not auch gönne, so ist mir doch klar, wie ungerecht sie ist und wie wenig sie sich mit meinen hohen Idealen von der freien Gesellschaft verträgt. Und trotzdem glaube ich, daß du gleichzeitig unrecht hast, Petra, denn Elend und Terror, von denen du redest, haben viele Gründe, und nicht der geringste davon ist die Rücksichtslosigkeit und Immoralität derjenigen, die gegen die Revolution kämpfen. Scheitern nicht Revolutionen oft an feindlichen Nachbarstaaten, am Verlust der überzeugtesten Menschen im Befreiungskampf, wo sie in vorderster Front stehen, oder am zähen Widerstand der Konterrevolution? Zu schweigen von innerer Zerstrittenheit und der Frage, was nach dem Sturz der Denkmäler kommen soll. Und trotz alledem, wollte ich sagen, muß es versucht werden. Aber schon beim Denken merkte ich, daß in Petras Augen all dies nicht annähernd gegen ihren Einwand ankommen würde. Denn sie hatte ja auch recht, und wenn ich manche Schattenseiten der Revolution mit klugen Argumenten entschuldigen konnte, so hatte ich sie damit noch längst nicht legitimiert. Und wenn ich zum Schluß wieder darauf käme, daß es dennoch versucht werden müsse und daß die vorgebrachten Entschuldigungen zumindest ein ethisches Gewissen der Revolution beweisen sollten, wäre ich doch wieder bei der Hoffnung auf das Gute gelandet, mit der ich nicht überzeugen konnte. Ich fand die richtigen Worte nicht.

»Sehr überzeugend ist das ja nicht«, sagte Petra. »Überleg lieber mal, wie du es besser machen willst als all die anderen vor uns. Vor ’nem halben Jahr oder so hast du mal selbst gefragt, wer denn eigentlich das Recht hat, über Leben und Tod zu entscheiden. Hast du inzwischen die Antwort gefunden, oder was?«

Ich erinnerte mich dunkel. Seltsam, dachte ich, haben wir jetzt die Rollen vertauscht? Hat sich so schnell alles gedreht) Bin ich jetzt jemand ganz anderes geworden, ein potentieller Killer, ein kompromißloser Kämpfer? Unsinn, ich will nur, daß alles anders wird, daß alles klar und offen ist.

»Eins ist doch wohl klar«, begann ich etwas lahm, »also, du sagst ja selber, Menschen sind erst mal gewalttätig - « »Männer, wolltest du sagen«, warf sie ein.

»Hm, ich meine, die sicherlich am meisten«, sagte ich verwirrt, »aber was ich sagen wollte, diese Gewalt ist Realität, ob sich nun welche prügeln oder psychisch unter Druck setzen oder Kriege führen, die steckt überall drin. Und wir unterstützen dauernd Gewalt, die woanders abläuft, zum Beispiel wenn wir Obst aus Südafrika kaufen, oder denk an die Gewalt gegen Tiere, gegen die Natur.«

»Wo willst du denn jetzt hin?« fragte Petra irritiert.

»Ich will erst mal sagen, daß Gewalt so tief überall drinsteckt, daß die sich nicht so einfach abschaffen läßt. Und dann meine ich, wenn das so ist, dann muß es einen Maßstab geben, wie du mit der Gewalt umgehst. Wir haben doch damals gesagt, daß es ein Notwehrrecht gibt, daß zum Beispiel Hitler hätte getötet werden dürfen, oder? Also, dann muß es doch eine Moral geben, die töten erlaubt, und dieses Gebot >Du sollst nicht töten< funktioniert nicht so einfach. Und wenn es Gründe gibt, die das Töten rechtfertigen - wer legt die denn fest? Das sind doch Menschen, die das festlegen, und nicht die Bibel. Oder wie soll das sonst gehen?«

»Das ist mir alles zu abstrakt«, sagte Petra. »Wenn irgendwelche Massenmörder wie Hitler getötet werden, ist das doch was anderes, als wenn im Namen der Revolution die tatsächlichen oder vermeintlichen Gegner hingerichtet werden.« »Natürlich«, sagte ich und fühlte mich unverstanden, »das meine ich ja auch nicht. Ich will ja nicht gerne Leute umbringen, sondern ich sage, oder vielmehr

ich frage mich: Verbietet dir die Moral allgemein das Töten, oder geht es darum herauszufinden, wann und wer.«

»Na, viel Spaß«, meinte Petra, »da will ich lieber nicht dabei sein, wenn die revolutionären Helden darüber entscheiden, was die Moral gebietet.«

»Ja Scheiße«, sagte ich, »natürlich klingt das alles zynisch, aber ich klinge lieber zynisch, als den Kopf in den Sand zu stecken!«

»So, ich stecke den Kopf in den Sand?« sagte Petra. »Vielleicht sehe ich die Dinge auch nur etwas anders als du. Vielleicht glaube ich einfach, daß es auch andere Wege zur Veränderung gibt. Wie zum Beispiel die Ökologiebewegung zeigt. «

»Ach ja«, sagte ich spöttisch, »die Grünen, und die AL hier, in ein paar Jahren wirst du ja sehen, was aus denen geworden ist. Dann sind die höchstens 'ne kleine SPD. Die hat ja auch mal so angefangen, von Veränderungen auf friedlichem Weg geredet, und verändert haben die sich vor allem selbst, aber nicht zum Besseren.«

»Dann sind wir ja quitt«, sagte Petra, x du erreichst mit deiner Gewalt nichts, und ich erreiche ohne Gewalt nichts. Nur bei meiner Methode fließen nicht so viel Blut und Tränen.«

»Du meinst, sie fließen nicht hier, wo du sie sehen kannst«, sagte ich, »und es ist nicht >meine< Gewalt.«

»Ob das Blut nun hier oder woanders fließt, meine Güte, als ob das was ausmachte. Willst du das miteinander verrechnen?«

»Nein, das machst du, wenn du behauptest, es ginge den Menschen hier gut«, sagte ich. »Uns geht's nur gut, weil es anderen schlecht geht. Und dabei geht's nicht mal uns wirklich gut. Gut geht es höchstens denen da oben. Und mit denen willst du reden? Die lachen doch über dich.«

»Und über dich nicht, was? Als ob Steine irgend etwas bewirkten«, sagte Petra.

»Tun sie doch«, sagte ich. »Die Häuser werden nicht geräumt, und alle reden von der Wohnungsnot. Die gibt's schon lange, nur vor den Steinen hat's niemand interessiert.« »Na gut, vielleicht. Aber die Revolution isses ja nicht gerade.«

»Es ist der verdammte Anfang, verstehst du nicht?« sagte ich. »Es ist die einzige Chance. Wenn es so nicht geht, geht es überhaupt nicht. Das meine ich jetzt. Gewaltfrei, gut und schön, aber das reicht nicht. Es ist mir die Toten wert, und, ich weiß, es klingt zynisch, es ist mir sogar Tote wert, die zu Unrecht sterben; heute sterben Millionen ständig zu Unrecht. Vielleicht rechne ich jetzt mit Menschenleben? Das ist, weil ich hoffe, weil ich die Chancen suche: die Chance für eine völlige Umwälzung. Es geht doch darum, dieses ganze Morden und Siechen zu beenden. Es werden viele Menschen für diese Chance sterben, und vielleicht die meisten auf ungerechte Weise, aber wie vielen Menschen würde damit heute und in Zukunft Leben und Würde geschenkt? Ist denn das heutige Leiden und Sterben normal, so daß du es zum Vergleich heranziehen kannst: Dann und dann sterben mehr oder weniger Menschen, fließen mehr oder weniger Blut und Tränen? Wenn ich an mich denke: Ich will lieber zu Unrecht für die Revolution sterben als zu Unrecht an Krebs oder Hunger.«

»Gut gebrüllt, Löwe«, sagte Petra, »aber ich bin in Mathe so schlecht.«

»Du bist egoistisch, das bist du«, sagte ich sauer, »weil nämlich die ganze Gewaltfreiheit der reine Egoismus ist, weil es nur darum geht, das eigene Gewissen rein zu halten. Nur nicht die Hände schmutzig machen, und wenn andere fertig gemacht werden, haben die eben Pech gehabt. Vielleicht sollen die Indios in Guatemala mit den Todesschwadronen diskutieren? Notwehr ist gerechtfertigt, und die Revolution ist nichts anderes als Notwehr. Notwehr gegen alle Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Ausbeutung, Gewalt. Warum kapierst du das nicht?«

»Vielleicht kapierst du ja auch mich nicht«, entgegnete Petra. Du wirst es schon noch verstehen, dachte ich. Wenn du erlebst, was ich erlebt habe, im Dezember, oder vielleicht auch ohne so ein Erlebnis. Jeder Mensch wird es irgendwann verstehen. Irgendwann einmal. Ich werde es vielleicht nicht mehr erleben, aber irgendwann ... und vielleicht auch schon bald.

»Da sind Wannen«, bemerkte ich.

»Da sind was? Ach so, diese Mannschaftswagen«, sagte Petra mäßig interessiert.

Ein Haus war besetzt worden. Vor dem Eingang standen Menschen, eng zusammengedrängt, in erregter Stimmung. Vor ihnen waren behelmte Polizisten. Petra ging nach Hause, ich blieb da. Etwas später prügelten die Polizisten auf die Menschen los, weil die ihnen den Weg versperrten. Sie prügelten einfach nur los, wer immer ihnen im Weg stand. Neben mir stieß einer von ihnen einer Frau die Faust mitten ins Gesicht, ansatzlos, ich mußte schlucken. Reden war eine Sache, Zuschauen eine zweite, aber nun stand ich mittendrin in der Gewalt. Zum ersten Mal mußte ich mich konkret entscheiden, ob ich wirklich meinte, was ich sagte. Als wir den Schilden, Helmen und Knüppeln gegenüberstanden, spürte ich, daß ich es nicht nur meinte, sondern in jeder Faser spürte. Vor mir standen die Bullen, die Marionetten der Gewalt, und Neugierde und sogar Angst wurden aus meinen Gefühlen verdrängt: Haß. Das war etwas Neues.

Mai 1989

Endlich Briefe von Hassan und Boris, es schien Jahre gedauert zu haben und Jahre. Fast gleichzeitig kamen sie an, und ihre Inhalte ähnelten sich, denn immerhin war dazwischen der Staatsanwalt, der alles verwerten wollte. Boris schrieb, daß sie ihn schon ein paarmal verlegt hatten, ihm seinen Kram durcheinandergeschmissen und ihm einzelne Sachen abgenommen hatten. Aber es ging noch so, und er ließ sich nicht provozieren. Warum auch wütend werden und sich Blößen geben denen gegenüber, die nur darauf warteten? Dafür war anderswo noch genug Zeit und Raum. Boris konnte sich beherrschen. Das hatte er schon immer gekonnt, es reichte ja auch, ab und zu das Richtige zu sagen oder zu tun. Er hatte noch nie den Eindruck gemacht, als ob ihn Knast so richtig plätten könnte, und so klang es auch in seinem Brief. Ich merkte, daß ich ihn eigentlich immer noch nicht richtig kannte, obwohl wir bestimmt seit gut drei Jahren oft genug zusammen gewesen waren, in harmlosen wie gefährlichen Situationen. Naja, was heißt schon kennen. Das waren ja nicht irgendwelche drei Jahre gewesen. Andererseits rauchte er vor dem Frühstück, und das mochte ich nicht so gern. Und sein Musikgeschmack war auch nicht meiner, aber wir wohnten ja nicht zusammen und waren nicht verheiratet. Jetzt hatten sie ihn eingesteckt, und Judith saß in Plötzensee. Das war Scheiße, denn die beiden hatten sich gerade ineinander verliebt, und da hätte es wenigstens Gnade vor Unrecht geben sollen. Er schrieb nichts davon, logisch, denn unsere persönlichen Beziehungen gingen keinen Staatsanwalt oder Richter etwas an, aber es nagte sicher nicht zu knapp an ihm. Ich konnte mir vorstellen, wie irgendwelche Knackis ihm mit besten Wünschen Pornos zukommen ließen. Das würde so ein Moment sein, wo er vielleicht die Ruhe verlieren könnte, obwohl das unklug war, denn im Knast mußt du deine Erwartungen an andere Menschen niedrig ansetzen und auch mit denen auskommen, denen du sonst aus dem Weg gehst, die dir zuwider sind oder dich einfach nerven. Aber er saß ja auch in dieser eingeschränkten Isolationshaft, also bestand da wohl keine Gefahr.

Und Judith in der Plötze, von der auch ein Brief angekommen war, würde sich mit so was wenigstens nicht rumärgern müssen. Vielleicht gingen die Frauen im Knast ja wirklich besser miteinander um. Wissen konnte sie's nicht, denn wir hatten ja alle fünf die gleichen Haftbedingungen, und daher würde sie ihre Mitgefangenen kaum kennenlernen. Hatte ich Judith nicht sogar auf so einer Knast-Demo kennengelernt, in der Bewegungszeit, die die berüchtigten Jahrzehnte her sein mußte? Oder noch vorher? Judith kannte ich jedenfalls schon ewig lange; es war seltsam, wir hatten uns immer wieder aus den Augen verloren und irgendwo wieder getroffen in diesem Dorf namens Kreuzberg. Unsere Freundschaft war besser als so manch eine Liebesbeziehung. Mit Judith gab es fast nie Probleme, eigentlich erstaunlich. Sie und Boris paßten gut zueinander, und sei es nur in der Hinsicht, daß sie es anderen ersparten, sich ständig Gespräche über Beziehungsprobleme und sonstige Psychos anhören zu müssen. Obwohl dieses Urteil ja vielleicht auch etwas verfrüht war, nach der kurzen Zeit, die diese Beziehung nun hatte blühen können. Und jetzt hatten sie erst mal genug Muße, sich im Konservieren von Gefühlen zu üben und Probleme zu sammeln, wenn sie wollten. Judith schrieb nichts davon, sondern auch nur das übliche, was sich so als erstes von Knast zu Knast sagen ließ und was ich den anderen auch geschrieben hatte. Und so war es auch in Ordnung, und es wurde auch gleich schöner in der Zelle, nachdem ich die Briefe zu den anderen gepackt hatte, die sich schon stapelten; ich konnte die Pizza riechen, die ich mit Boris und Judith gegessen hatte, eine mit richtig guten Sachen drauf, nicht ganz so gummiförmig wie sonst, dazu die nächtlichen Straßen von Kreuzberg, die wir vom Vorgarten der Pizzeria aus sahen; die vorbeiratternde Hochbahn, das losdüdelnde Martinshorn der Feuerwehr von gegenüber, die Grüppchen von Touristen oder normalen Kreuzbergern oder Leuten, die in Wilmersdorf normal gewesen wären, die Muslime, die aus der türkischen Moschee nebenan kamen, und die Dealer, die direkt daneben ihre aufgemotzten Autos auf dem Bürgersteig abstellten. Und dann Leute, die wir kannten, die sich zu uns setzten oder die im Vorbeigehen grüßten. Und ab und zu Bullen, die mißmutig vorbeifuhren; die Türen der Wannen waren geöffnet, weil es so schwül

war und weil sie auch ein bißchen auf Gelegenheiten warteten, Rache für den letzten Krawall zu nehmen, vielleicht für eines ihrer 1. Mai-Debakel. So konnte es noch lange weitergehen. Schade, daß so viele das nicht bemerkten und immer weiter, weiter mußten. Nicht, daß ich nicht auch weiter wollte. Aber alles mit Maß und mit Ziel, sagte der Notar Bolamus bei Franz Josef Degenharde.

März 1981

Es wurde dunkel, und damit begann die Zeit der Spannung. Wir gingen durch die Gneisenaustraße, in dichten Reihen, eingehakt, und an den Rändern die Bullen in voller Kampfmontur, und allen war klar, daß es passieren würde. Die Frage war nur, wann es soweit war, wann die Spannung zur Explosion führen mußte. Und ich war drin, anders als damals, lief mit, es waren nicht »die«, die da liefen, sondern wir, und es waren nicht Polizisten neben uns, sondern »die«, die Bullen, und es gab keine Unklarheiten oder fließenden Übergänge zwischen uns und denen.

Nicht weit vor mir begann es mit einer Rempelei; es war nicht viel zu sehen außer sich bewegenden Menschen, die hierhin und dorthin drängten, erhobene Schilde und Knüppel und ihnen gegenüber Arme, die zum Schutz vor den Schlägen gehoben wurden. Wer angefangen hatte, spielte keine Rolle. Es ging ganz schnell. Alles rannte auseinander, der Demozug zerbrach, die Leute verteilten sich, kletterten über das Gitter zum Mittelstreifen, und die ersten Steine flogen gegen die Bullen, die einen Pulk gebildet hatten.

Der Tanz hatte begonnen, und es war nebensächlich, wie er eröffnet wurde. Ich erkannte niemanden im Halbdunkeln, alle bewegten sich kreuz und quer, die einen auf die Bullen zu, die anderen weg, manche auf der Flucht, andere, um sich zu bewaffnen. Neben mir war noch Petra, aufgeregt und unschlüssig. An allen Ecken gruben Leute am Boden die Pflastersteine aus und verstreuten sie, und zischend landeten die ersten Tränengasgranaten neben uns. Ich wollte zuerst weg, Hauptsache weg. Alles, was ich hatte, war ein Tuch, das ich immerhin vors Gesicht gezogen hatte, aber gegen Tränengas nutzte es nichts. Petra hatte so was noch nicht erlebt, aber ich fühlte mich nicht gerade verantwortlich, denn ich hatte es auch noch nicht erlebt. Da vorn knüppelten die Bullen Leute nieder, die nicht schnell genug gewesen waren, und nun rannten sie, mit den Knüppeln auf die Schilde trommelnd, auf uns los, und alle rannten. Irgendwie schienen die Bullen schneller zu sein als wir. Ich registrierte kaum, wie ich mich bückte und Steine aufsammelte, und neben mir rechts und links blieben die Leute stehen, nach und nach, drehten sich um und warfen ihre

Steine, bis die Bullen stehenblieben. Sie blieben stehen und versuchten, die Steine abzufangen mit ihren Schutzschilden, doch es wurden immer mehr, und sie begannen, sich zurückzuziehen. In der Luft war ein Schreien und Poltern, dessen Ursprung nicht zu bestimmen war, es füllte den Raum zusammen mit den Polizeisirenen, dem Gas, den Steinen. Es war nicht mehr ein Raum, den ich beobachtete. Der Stein, der erste Stein, mein Stein, hatte den Raum mitgefüllt. Ich gehörte dazu, es war, als sei ich eingetaucht, nein, umgekehrt: aufgetaucht aus dem dumpfen, verschwommenen Wahrnehmen unter Wasser in die klare und scharfe Luft, jetzt wurde endlich deutlich, was alles geschah, wohin es gehörte und wohin ich gehörte. Das erste, was der Stein für mich bedeutete, waren die zum Stehen gebrachten Bullen, die von Jägern zu Gejagten wurden. Aus Angst wurde Mut, aus Ohnmacht euphorische Stärke. Da rannten sie, nicht wir!

Alles war ein einziges Chaos, Bullen und wir und Neugierige und Anwohner liefen durcheinander, die Wannen kurvten herum, die Blaulichter unscharf im Gasnebel, Müll und Bauwagen lagen auf der Straße; die Autos hielten und spuckten Bullen aus, die brüllend hinter dunklen Gestalten herstürmten oder mit erhobenen Schilden zu den Fahrzeugen flüchteten, die mit aufheulenden Motoren anfuhren. Ich kniete irgendwo an einer Ecke und buddelte Steine aus und war wie besoffen. Petra neben mir auch, aber sie hatte keinen Stein geworfen. Sie hatte ihn in der Hand behalten. Sie schien mir immer noch im Wasser zu tauchen. Es war ein Zeichen mehr, daß unsere Wege sich trennten, was wir aber erst später bemerkten. Jemand rief mir zu, ich sollte nicht so weit vom Geschehen entfernt in der dunklen Straße Steine ausgraben, wegen der Zivilbullen, die mich abgreifen könnten. Ich reagierte kaum, jaja, was sollte uns schon passieren. Ich hatte nicht gesehen, was passieren konnte: Der Anlaß

der Demo war die Räumung von drei besetzten Häusern am Fraenkelufer gewesen. 800 Bullen, Panzerwagen, Wasserwerfer, Absperrgitter, sogar ein Polizeiboot auf dem Kanal, alles abgeriegelt, kein Millimeter Platz übrig. Auf mich wirkte das inszenierte Schauspiel staatlicher Allmacht nicht, denn ich hatte die Steine jetzt persönlich kennengelernt, und sie hatten mir gesagt, mir zugerufen, daß es einen Weg gab. Einen einfachen Weg, gegen alle Panzerungen, gegen die Jagdhorden und Knüppel der Macht, einen Weg, über den ich jeden Tag lief. Ein Weg, den du aufreißen mußtest, um auf ihm gehen zu können.

Natürlich ging es vorbei, und natürlich weiter. Die Nacht nahm kein Ende, sie verlagerte sich in andere Straßen, mit anderen Bullen, anderen Menschen auf unserer Seite, anderen Steinen, brennenden Barrikaden. Jetzt war es auch meine Nacht. Die Augen brannten vom Tränengas, aber das war egal, denn es war das Parfum des Aufstandes, der Wohlgeruch, den der Angstschweiß der Macht verströmte. Die Funken der Barrikaden versengten unsere Haare, und die Hitze trieb uns zurück, wenn wir schwitzend Bretter heranschleppten und Matratzen aufs Feuer warfen, nach vorne und hinten schielend, ob die Blaulichter schon herankamen, und auf die Sirenen und die Wannenmotoren horchend. Wenn sie schon nicht uns gehörte, die Nacht, dann gehörte sie wenigstens auch nicht den anderen. Wenn es auch nicht unsere Zeit sein mochte, so war es zumindest auch nicht ihre.

Es war ein einziger Rausch, nicht nur für uns. Ein Spiel, das immer wieder umschlug, für Sekunden, um ernst zu werden - aber dann kam stets der Moment, wo es wieder ging, und wo der Ernst der Gefahr verblaßte, denn es war alles noch einmal gutgegangen. Wenn es keinen Ausweg mehr zu geben'schien, öffnete sich eine Tür, ergab sich eine Lücke in den Bullenabsperrungen, drehten die Verfolger plötzlich ab oder wurden sie zurückgeschlagen. Ich rannte allein auf der Straße, hinter mir mit heulendem Motor eine Wanne, ich rannte wie ein Idiot, immer geradeaus, wie im Fernsehkrimi, wo alle Zuschauer sich darüber aufregen, wie blöd es ist, immer geradeaus wegzulaufen vor dem Auto, durch die Adalbertstraße, die Wanne hinter mir, gleich würde sie mich umfahren, ich mußte fast kotzen vor Anstrengung und Angst. Ich hatte nur eine Flasche geworfen, weil die Bullen gerade zu fünft jemanden am Boden hatten und verdroschen, und der Fahrer war auf eigene Faust hinter mir her. Es stieß mich etwas von hinten, in Kniehöhe, nur ein Moment, ein Antippen der Stoßstange, dann kriegte ich die Kurve, zwischen zwei Bauwagen durch, und die Wanne schleifte an den Seitenwänden entlang und war vorbei. Am 12. Dezember 1980 hatten sie einem damit die Beine zerquetscht, zwischen Stoßstange und Betonkübel. Ich atmete nur und sah eine Weile Sterne. Und dann war es wieder gut, lagen Steine da, gab es Baustellen zum Barvikadenbauen, öffneten sich neue Wege.

Das waren die Märznächte, meine Nächte, die nichts mehr zu tun hatten mit den Dezembernächten. Was ich im Dezember getan hatte, hatte Petra jetzt erlebt. Nach Ende der Vorstellung war sie gegangen, und ich spielte jetzt mit. Das war der Unterschied. Wo ich gestanden hatte, standen andere. Wo ich stand, hatten andere gestanden, standen noch dort, wir wurden immer mehr. Nicht mehr ein paar hundert, sondern ein paar tausend, die die schwarzen Tücher trugen. Vielleicht glaubten auch wirklich einige daran, daß es bald zehntausend sein würden, während andere bereits beharrlich das Ende der Bewegung verkündeten. Vielleicht kamen schon die ersten Kurven, die ersten Ecken, das Ende der einfachen geraden Wege, aber wen interessierte das schon, solange es vorwärts ging?

Wir waren gegen Eigentum, höchstens die Straßen sollten uns gehören, und alle sollten darauf tanzen können. Und manchmal war es auch so, manchmal fuhren die Wannen planlos umher, ohne anzuhalten, und wir dazwischen, wie es sich gerade ergab, von allen Seiten schmeißend, auch von vorn, und sie fuhren weiter. Ob die Bullen sich nicht raustrauten oder einem Befehl folgten, war mir dann herzlich egal. Was interessierten mich Risiko und Strategien, Nutzen oder Sachschaden bei diesem Gefühl der gepanzerten Macht als Spielball meiner lächerlichen Steine! Es sollte immer so weitergehen. Es war besser als jede Revolution.

Abends, wenn Zeit war, vor dem Fernseher, und morgens, nach den Zeitungen gierend, erzählten wir uns unsere Heldentaten. Nicht nur die Siege, sondern auch die Niederlagen. Es ging nicht darum, am tollsten zu sein, sondern ein Teil des Spiels zu sein. Dabeisein war alles. Geschichte wird gemacht, sangen die »Fehlfarben« im Hintergrund, und wir waren es, die sie machten. Wir traten heraus aus der kollektiven Ohnmacht in eine kollektive Stärke. Es gab keine anderen Sonnen neben der Bewegung. Aus Neukölln und vom Kreuzberg zogen die Ausdünstungen der Fabriken heran, Kaffee und Schokolade bei Südostwind, Gerste von Schultheiß bei Westwind, und sie bedeuteten nicht mehr als eine dünne Erinnerung an Zeiten, in denen von »Klassenkampf«, »Proletariat« und ähnlichem geredet worden war. So was lebte nur noch in Büchern. Es gab eine neue Klasse: Die Menschen, die sich bewegten, um ihre Fesseln zu sprengen, das war unsere Klasse. Wenn wir kein Geld hatten, egal, auch gut, in den Supermärkten wurde geklaut, was das Zeug hielt, Miete und Strom wurden nicht gezahlt, wozu also Geld? Wozu arbeiten wie ein Idiot? Damit wir später auch mal Angst um unser Auto hätten, wenn draußen die Barrikaden gebaut wurden?

Gewalt als moralisches Problem war erledigt. Wer darüber noch debattierte, war nicht ernst zu nehmen. Es war so, als wolltest du über das Ja oder Nein von Gegebenheiten wie dem Leben, dem Tod oder der Liebe diskutieren, als ob jemand Regen und Sonnenschein in Frage stellen wollte. Gewalt war keine Frage, kein Problem, sondern eine Realität, mit der alle konfrontiert waren. Die Bewegung war von der Gewalt sowieso nicht zu trennen, denn ohne Gewalt wäre sie nicht entstanden, und die Bewegung war uns alles. Interessant war höchstens, wann Gewalt taktisch eingesetzt werden sollte oder konnte oder mußte. Mußte! Alles um uns her schrie nach Gewalt! Gegen den Moloch, an dessen glatten, gesichtslosen Flächen kein Halt zu finden war, der uns aus den zahllosen Schaufensterscheiben entgegengrinste, mit Neonreklamen glitzernd, funkelnd, leuchtend, flackernd, glänzend, sauber, mit passend dekorierten Auslagen in betonstarrenden Neubaubunkern, lachenden, zufriedenen Menschen mit zerquetschten Seelen, die so oft in der »Bild-Zeitung gelesenkatten, sie seien glücklich, bis sie,es selber glaubten. Der Moloch, dessen Leuchtreklame dich überall einholte, farbig, gleichmäßig oder abwechselnd leuchtend, aus-und-an, aus-und-an, penetrant im Blickfeld, sich immer vordrängend, blinzelnd, tänzelnd, schreiend, ein Stich in die Augen, eine Überschwemmung, die kein Damm aufhielt. Dahinter verbarg sich die Fratze. Die Bäume, die krepierten, um die Dividende bei Daimler-Benz zu gewährleisten. Die AKWs, Goldesel für Elektrizitätsunternehmen und Banken, die dem Staat nebenbei die Bombe sicherten. Um ihnen den Uran-Nachschub zu sichern, wurden die letzten US-amerikanischen und australischen Urbewohner von ihrem Land vertrieben. Giftgaslager und Raketenbasen, Kasernen und Schießstände, Manövergelände und Trainingsgebiete, wo für den kleinen und großen Krieg geübt wurde. Den kleinen in Nordirland, für den die englischen Truppen in Westdeutschland ausgebildet wurden, den großen, in dem die BRD als ständige Militärparade gegen den Osten diente. Gifte, die in Luft, Wasser, Erde und Lebensmittel gepumpt wurden, als gebe es dafür Preise zu gewinnen, im Namen des Profits, des Profits von Großkonzernen, des Profits der Herrenmenschen, der stolzen Männer. Die Männer, die Frauen vergewaltigten und erniedrigten, für sich arbeiten ließen und zum Dank verhöhnten. Die Männer, die höchstens den Haarschnitt geändert hatten gegenüber dem »Dritten Reich«. Dieselben Generäle, Staatsanwälte, Richter, Beamten wie im Faschismus. Das über Nazigesetze gezwängte Grundgesetz. Isolationsfolter in deutschen Knästen, Todesschüsse, Menschenjagd, Berufsverbote, Zensur, alles unter dem Mantel der wehrhaften Demokratie. Wer macht Demokratie? Wehrmachtdemokratie! Regenwälder, die für deutsches Klopapier draufgingen, Menschen, die verhungerten, während in ihrem Land Getreide als Futtermittel für europäische Rinderherden angebaut wurde, von deren Fleisch die Verhungernden nichts zu sehen bekamen - und an diesem Fleisch war nicht mehr viel Natürliches. Faschistische und diktatorische Regimes in allen Teilen der Welt, um die Profite der westlichen Konzerne nicht zu gefährden. Folter und Elend, Tod und Vertreibung als Humus, aus dem uns blühender Wohlstand erwuchs. Als Blattläuse die weltweiten Flüchtlinge, gegen die unsere Herrschenden rassistische Stimmungen emporwachsen ließen; doch die Blüten dieses Wohlstandes waren fahl und krank, denn um sie zu sehen, brauchten wir Fernseher und Zeitungen und die Schaufenster, und die Menschen

wurden zu Augen und Ohren, zu Speichern, in die gnadenlos alles hineingeschüttet wurde, ohne Chance, selbst frei zu entscheiden, pausenlos unter Druck, auf den Zeigern der Uhren reitend, die nur noch Sekunden und Zehntelsekunden anzeigten.

Die anderen vom Zeiger stoßend, um nicht selbst zu fallen, die letzten Schlagzeilen wiederholend, um gebildet zu erscheinen, allein, entwurzelt, und, wenn genug Zeit zur Erkenntnis blieb, verzweifelnd oder erstarrend. All das und noch viel mehr staute sich hinter den Fassaden und Schaufenstern, lugte hinter den Auslagen hervor, stank hier und dort unter der Tür hindurch, und ständig lauerte es unserem Gewissen auf. Manchmal ließ es sich durch Drogen betäuben - nicht der einzige Grund für Drogen! -, und manchmal konntest du darüber lachen, und manchmal schlug es zu wie mit Eisenstangen und Hämmern und schrie dir ins Gesicht, daß es nicht sein durfte, daß es nicht eine Sekunde länger sein durfte und daß es der Moloch war, der dich fertigmachte. Nur wer ganz nahe an die Scheiben ging oder wer ein Loch reinschlug, konnte sehen, daß die eigenen Probleme und Frustrationen sich dort endlos fortpflanzten, in alle Richtungen, bis sie schließlich in den brasilianischen Regenwäldern ankamen und trotzdem noch der Vater mit seinen Sprüchen und Schlägen blieb und alles dazwischen. All das verbarg sich hinter den Zerrbildern, die die Schaufensterscheiben und die Schutzschilde der Bullen spiegelten, und zuerst mußten die Spiegel weg. Aber die kannten keinen Spaß, die Spiegel.

Da war keine Taktik. Da war keine Moral. Da war die Gewalt, die alles umklammerte. Die Gewalt, die das ganze System zusammenhielt, die der Realität den Schein der Ordnung in all dem unmenschlichen Chaos gab. Die Gewalt, die längst die Ebene von Kain und Abel verlassen hatte, jene vorgeschichtliche Zeit, in der Gewalt nichts anderes war als der Schlag eines Menschen gegen einen anderen. Jede neue Generation fand eine neue Art der Gewalt, eine Steigerung bis zum Massaker, zur Massenvernichtung, eine Steigerung bis zur völligen Unkenntlichmachung, bis das häßliche Gesicht der Gewalt hinter hübschen Masken verschwand, hinter langen Anhäufungen kleiner Gemeinheiten, hinter Dehnungen von Augenblicken auf viele Jahre, in denen Demütigungen und Versklavungen versteckt wurden. Gewalt nistete sich in allem ein, verbreitet durch männliche Herrschaft und Religionen, die wie Seuchen die Menschen überfielen und ihnen den Willen nahmen, frei zu denken und zu entscheiden, bis die Gewalt schließlich überall saß, in den Taten, in den Berührungen, in den Worten, in den Gedanken, in allem, über das Menschen verfügten. Wer will den Gegenbeweis führen in einer Sprache, die nur den Beweis formulieren kann? Es gab keine richtige Sprache, um klar zu sagen, was wir zu sagen hatten, darum konnten uns nur die verstehen, die gesehen hatten, was wir gesehen hatten. Viele hatten sich danach die Augen verbunden oder ausgestochen. Wir waren nicht sprachlos, nichts weniger als das, doch wir waren Geisterfahrer auf der Autobahn der Normalität mit unserer Sprache, und so konnten uns nur die verstehen, die den starren Blick von der Straße weg richteten, die wirklich verstehen wollten. Und wir selbst achteten meist nicht auf die, die uns entgegenkamen und in der anderen Richtung verschwanden, wir verachteten sie oft oder bedauerten sie, wir hofften vielleicht, doch wir fühlten uns nicht verantwortlich, denn sie selbst waren es ja, die bloß hinzusehen brauchten, um zu erkennen, was ihre Normalität tatsächlich bedeutete. Und dann würden sie verstehen.

Und da war nur ein Weg, um alles zu ändern, um den Moloch in all seinen unzähligen Verästelungen und Unterschiedlichkeiten zu zerstören. Es war sinnlos, ihn wandeln zu wollen, denn es war nichts Gutes an ihm, nichts Erhaltenswertes. Er mußte weg. Er mußte zerstört werden. Es gab nur eine Konsequenz aus dem Gesehenen, nur eine Konsequenz, wenn er wirklich weg sollte. Es war idiotisch, auf Veränderungen zu hoffen, sich für kleine Verbesserungen abzurackern. Verbessert wurde damit im Endeffekt nur das Funktionieren dessen, was doch gerade außer Funktion gesetzt werden sollte. Die Entscheidung war nicht die Gewaltfrage, sondern die Frage, ab er weg sollte oder nicht, der Moloch, der alles bedeckte. Auf Gewalt zu verzichten hieß, sich zu arrangieren, es war der historische Kompromiß der Mo@, die Logik des kleineren Übels, die besagte, wenn wir schon in der Hölle lebten, sollten wir wenigstens versuchen, das Feuer etwas kleiner zu stellen. Wer auf die Gewalt

verzichtete, hatte sich amputiert, einen Teil der eigenen Träume verraten, sich die Hand abgehackt, die die Träume hätte verwirklichen können, aus Angst, diese Hand könnte auch Schlechtes tun. Wir wollten unsere Hände behalten, und sei es um den Preis, unsere Unschuld zu verlieren.

Nein, es gab gar keine Unschuld zu verlieren. Unschuldig waren nur die Kinder, und das auch nicht mehr lange. Da half keine Gewaltfreiheit, und sei der Humanismus wie ein Berg so schwer. Es war zwar eine edle Absicht, mit reinem Gewissen zu leben, doch es war eine Illusion. Jeder gangbare Weg führte über die Knochen anderer Menschen und reduzierte Gewaltfreiheit auf das Bedürfnis, sich nicht die Hände schmutzig machen zu wollen (die abgehackten, sozusagen; auch Allegorien können stolpern). Die Füße blieben im Schmutz. Und wofür? Da wollten wir unserer Schuld lieber offen begegnen und unsere Hände behalten, uns nicht selbst zur Schwäche verurteilen, solange es noch Hoffnung gab.

Es blieb die Taktik, die Frage, wann und wo die Gewalt nötig war. Da waren wir uns nie einig, und wir hatten sowieso keine Strukturen, um verbindliche Entscheidungen zu treffen und umzusetzen. Es gab eine allgemeine revolutionäre Moral, deren Grenzen ungenau abgesteckt waren, deren Verhältnis zur Gewalt aber von allen Seiten, Freunden wie Feinden, schärfer ausgeleuchtet war als irgendein Problem sonst.

Manchmal schien es, als gebe es überhaupt nur dieses Problem. Wenn anderswo ganze Gebirge unbeachtet versanken, wurde hier jedes Staubkorn auf die Waagschale geblasen. pas war richtig, denn wir wollten etwas Besseres schaffen, aber es war auch ungerecht, und wir hatten keine Lust, darüber noch zu streiten. Wir handelten lieber; der Haß mag ja auch die Gesichter der Gerechten verzerren, aber die Euphorie der Befreiung macht auch die Gewalttätigen schön. Und die Befreiung und die Gewalt gehörten zusammen wie Geburt und Schmerz.

Mai 1989

Praktischerweise waren die Besuche im Knast so organisiert, daß wir auch immer etwas von den Besuchen bei den anderen Gefangenen erfahren konnten. Goran war erst vor drei Tagen bei Carmen in Plötzensee gewesen und erzählte, daß es Carmen nicht so gutging, sie war krank und bekam keine angemessene Behandlung, was ja auch nicht anders zu erwarten war. Dafür war Judith ganz frisch und munter und ließ sich auch durch die Trennscheibe nicht allzusehr stören; das Gefühl, so dicht bei Carmen zu sein und ihr nicht helfen zu können, war jedoch gerade für sie nicht leicht zu ertragen. Die beiden schienen irgendeine Art von Kontakt zueinander zu haben, soweit ich das mitbekommen hatte. Die großen Ohren des Staatsschutzes standen natürlich überall im Raum, und solange du die Trennscheibe dazwischen hattest, hätten sie auch im Nebenraum stehen können und trotzdem noch alles verstanden, da wir ja fast schreien mußten, um uns zu verständigen. Carmen war die letzte von uns, die sie unterkriegen würden, da war ich sicher. Von Carmen hatte ich einiges gelernt, obwohl sie kaum älter war als ich. Früher war ihr Vorsprung größer gewesen. Da war sie noch mehr eine Macherin gewesen, das hatte nachgelassen.

Klar, wir waren doch alle gleich, es gab kein Oben und kein Unten und keine Befehle, nur daß eben manche Leute eine festere Stimme hatten als andere. Aber wer wollte uns das vorwerfen? Irgendwelche Bürgerlichen, die nach Haaren in der Suppe forschten? Wenn alle Menschen gleich waren, paßte es ihnen nicht, und wenn es dann bei uns doch wieder Unterschiede gab, hackten sie eben darauf herum. Wenn sie andere Menschen oder Gruppen analysierten, versteckten sie doch dahinter nur ihre eigene Bedürftigkeit. Wer analysiert die Analysierenden? Vielleicht die Eheberatung. Da stellten sie sich hin und meinten, was wollt ihr eigentlich, die Menschen sind doch glücklich und zufrieden, und das machte mich immer ein wenig fassungslos, denn ich fragte mich, wen sie mit »die Menschen« meinten und was mit »glücklich und zufrieden«? Konnten oder wollten sie nicht sehen, daß dieses Glück Fassade war, Pfeifen im Walde, Selbstbetrug, Ignoranz? Daß es teuer erkauft war mit dem Unglück anderer und mit eigener Erblindung? Hielten sie Stanislaw Lems »futurologischen Kongreß«, in dessen Verlauf sich alles Selbstverständliche als Täuschung erwies, für ein nettes Geschichtchen anstatt für eine Parabel auf das tatsächliche Leben der Lüge und Blindheit?

Natürlich, wenn ich ihnen so kam, würden sie mahnende Zeigefinger erheben und mich belehren, Junge, auch deine Zufriedenheit ist das Unglück anderer, denn du predigst doch Gewalt. Und ich würde ihnen sagen, daß ich das Unglück gewisser Leute durchaus befürwortete, und daß ich es überhaupt als einen entscheidenden ersten Schritt betrachtete, sich diese ganzen Verhältnisse einmal klar vor Augen zu führen, nicht nur einmal, um dann bewußt zu handeln, statt alles laufen zu lassen und bestenfalls wortreich zu bedauern; und daß das Ziel natürlich niemals alle, aber doch einige Mittel heilige und daß ich bei ihren Zeigefingern ein Ziel an sich vermißte und das schlimm fände für so aufgeklärte Menschen, mit eingebautem Drehzahlbegrenzer, damit die Aufklärung nicht überhand nimmt. Und das Schlimmste, daß bei uns viele nicht anders waren als sie, auf ihre Art und Weise, würde ich ihnen erst später sagen, denn sie wollten ja nur so was hören und dann ganz gewaltfrei dreinschlagen, mit ihren eigenen geheiligten Mitteln; als selbsternannte Hüter der Objektivität gestanden sie keiner Instanz zu, sie zur Rechenschaft zu ziehen und ihnen zu sagen, daß auch sie gegen Spiegel redeten, wie alle.

September 1981

Wir standen alle auf dem Winterfeldtplatz und warteten in br'ütender Hitze und hofften, daß nicht mehr lange geredet werde. Vor der Kirche hatten sich die Prediger aufgebaut und ließen ihre Stimmen über den Platz hallen, und die einen klangen matt und brav (das waren die mäßigen Gemäßigten), die anderen trocken und grell (das waren die Unseren), und es hörte von denen, die die Sprache verstehen konnten, sowieso niemand zu. Die Leute an den Fenstern der Wohnhäuser am Platz hörten vielleicht zu, oder sie versuchten es wenigstens, aber wahrscheinlich warteten auch sie vor allem darauf, daß jetzt etwas passierte oder alles sich zerstreute. Weit und breit war kein Bulle zu sehen. Es war eigentlich ein Tag, um an den See zu fahren oder auf dem Heinrichplatz rumzuhängen.

Auf dem Klohaus hatten sich einige versammelt und bemühten sich redlich, Fahnen zu verbrennen; eine US-amerikanische, eine sowjetische. Irgendwann brannten sie dann auch glücklich, und die Fotografen hatten endlich ein lohnendes Motiv. Die Motorradmasken, die sich langsam vermehrten, illustrierten wirksam die Stärke und Bedrohlichkeit der militanten Bewegung; die einen damit beruhigend, die anderen beunruhigend. Im Laufe des Jahres hatte sich allgemein die Ansicht durchgesetzt, daß Halstücher zum Maskieren nicht ausreichten: Bekanntlich verfügte das BKA über Methoden, eine Person durch Gesichtsvermessungen und ähnliche Feinheiten zu identifizieren. Wirklich sicher waren nur die Masken, und als angenehmer Nebeneffekt stellte sich das Gefühl der Stärke ein, das jede Uniformierung mit sich bringt. Viele ärgerten sich über militaristische Tendenzen, über paramilitärische Fantasien, die sie hinter den Masken und Lederjacken vermuteten, und nicht wenige entdeckten dahinter die Wirkung von System und Gesellschaft; Mackertum, Militarismus, Uniform - waren die »Straßenkämpfer« (niemand außer dem »Spiegel« nannte sie so) am Ende etwa gar nicht besser als ihre Gegner? Verbarg sich Soldateska hinter den schwarzen Masken? Die wirkliche Soldateska hätte solche Gedanken wohl eher zum Lachen gefunden.

Der friedliche Verlauf der großen Demo war bestenfalls eine Ouvertüre gewesen, wir hatten uns etwas warmgelaufen. Daß ein paar an einem Hotel erbeutete Nationalflaggen nicht der Höhepunkt gewesen sein durften, war klar. Aus Rücksicht auf die vielen friedlichen Demonstrierenden war es im Verlaufe der Demo ruhig geblieben, aber für uns stand die eigentliche Demo erst bevor. Der Spätsommer war heiß, die Kraftprobe zwischen Senat und besetzten Häusern lief, seit das Ultimatum und unsere Reaktion darauf den Tagesablauf bestimmten. Senat: Räumung von acht Häusern am zweiundzwanzigsten September!

Wir: »tuwat«-Spektakel! Kommt alle und helft uns! Eine Woche lang Wirbel! Und genau in dieser Zeit ein Besuch von US-Außenminister Haig in der Stadt. Jetzt war er im Rathaus Schöneberg und trug sich ins Goldene Buch ein oder stellte sonstigen Unfug an. Es mußte etwas geschehen, sonst war der Tag verloren. Schließlich, sehnlichst erwartet, erhob sich der Ruf »Hin zum Rathaus!« Und es formierte sich ein Zug, um dem Ruf zu folgen. Ein paar tausend waren es, sie füllten die ganze Goltzstraße, und die ist schmal und hat hohe Häuser, und als wir riefen »Deutschland, Deuschland, alles ist vorbei!«, hallte es mächtig wieder und hörte sich an, als ob es tatsächlich vorbei und nur noch eine Frage der Zeit war, bis hier alles zusammenbrach. Viele trugen Schutzhelme und Masken und einige auch Tränengasbrillen und Knüppel - eben alles, was die Innenminister immer so gern vor und nach den großen Demos präsentieren. Zu Hunderten wurden Pflastersteine gegeneinandergeschlagen und untermalten so die Rufe. Nichts konnte uns aufhalten. Seltsam war nur, daß von den Bullen so wenig zu sehen war. Wir kamen bis in die Grunewaldstraße, breit genug, um mit moderner Kavallerie die marodierenden Horden in ihre Schranken zu weisen. Aber noch bevor es dazu kam, während die Wannen noch weit weg waren und nur ihr Sirenengeheul sich langsam näherte, war der Zug zu Ende, und es begann der Rückzug. Da standen hundert Bullen, ein Trupp, den wir einfach hätten links liegen lassen können, vielleicht, und als ich die Ecke erreichte, prasselten die Steine bereits auf die Schilde

und das Blech der Fahrzeuge, so daß niemand mehr die Kreuzung passieren konnte, ohne in den Steinregen zu geraten. Und die Bullen hauten nicht etwa ab, sondern verteidigten sich standhaft, schossen mit Tränengas und warfen mit Steinen zurück. Auch als ein oder zwei Mollis zwischen sie fielen, hielten sie die Stellung. Einige Leute liefen zwischen den Maskierten umher und versuchten, das sinnlose Geplänkel zu verhindern. Nicht, weil sie gewaltfrei waren - unter den vielen, die durch die Goltzstraße gezogen waren, gab es sicher nicht besonders viele Gewaltfreie -, sondern weil die Demo sich selbst den Weg verbaut hatte. Ich war nicht besser, sah die Bullen, wußte, was für ein Unsinn es eigentlich gerade war, und warf dennoch Steine, so viele ich finden konnte. Einer rutschte mir aus der Hand, segelte steil nach oben in die Luft und landete auf dem Kopf eines Mannes. Sanitäter waren gleich in der Nähe, und ich war ganz konfus, was denn nun, so ein Ärger, verfluchter Übermut. Wir hatten Glück, er und ich, denn es war nur eine leichte Platzwunde. Ich stand daneben und sah zu, wie er verarztet wurde. Und während ich noch überlegte, wie ich denn nun weitermachen sollte, was die richtigen Worte zur Entschuldigung waren, wie ich das jetzt wiedergutmachen konnte, ging es schon weiter, wurde ich mitgerissen, und wie von selbst hatte ich die Steine in der Hand und warf weiter. Es nahm kein Ende; die Steine, die die Bullen warfen, hüpften vor mir über den Asphalt, das Tränengas stieg mir zwar dank der Schutzbrille nicht in die Augen, aber in die Nase, es war heiß unter dem Tuch, und die Luft, die ich atmete, war feucht. Die Spitze des Zuges kam zurück, denn das Singen der Sirenen näherte sich jetzt rasch (und hatte nicht die geringste verführerische Wirkung) - niemals wären wir weit gekommen! In der Goltzstraße fielen die Bauwagen, wurden Autos hergestellt, wurden Baustellen zum Barrikadenbau abgeräumt. Es ging zurück. Die Kolonne der Wannen aus der Grunewaldstraße war endlos, und der Tränengasnebel behinderte die Sicht. Aber es war egal, denn da gab es noch die Straße, die wir verteidigen würden, und vielleicht konnten wir ja auch wieder in die Offensive kommen - wer glaubte schon an so was, aber es war einfach zu unangenehm, sich in solcher Weise selbst zum Stehen gebracht zu haben. Der Kampf mußte weitergehen, und die Bullen mußten müde gemacht werden, damit sie nicht so ohne weiteres ihre Rache nehmen konnten. Ihre Rache kam immer, natürlich, aber wir brauchten es ihnen nicht auch noch leichtzumachen. Und da war noch, als letztes Rückzugsgebiet, der Winterfeldtplatz, mit seinen besetzten Häusern und den Resten der großen Demo, die sich da immer noch herumtrieben. Der Tag brauchte nicht zu Ende zu sein. Ich wollte jedenfalls noch lange nicht aufhören.

Der Arm tat mir weh vom Werfen. Die Schulter fühlte sich ausgerenkt an. Ich versuchte, Steine mit links zu werfen, was aber völlig fehlschlug. Ich konnte froh sein, daß ich niemanden damit traf, und verstand jetzt, wieso die Zeitungen manchmal behaupteten, es seien Fensterscheiben von Wohnungen eingeworfen worden. Es war mir aber ziemlich egal an diesem Tag, was für einen Sinn es hatte, um die Goltzstraße zu kämpfen, und wie das angestellt wurde und wie es weitergehen sollte. Wichtig waren das Tränengas, die Wasserwerfer, die Bullen, die Steine. Mir reichte es sowieso. Alles war nur schwierig zur Zeit, nichts lief, wie es laufen sollte. Was interessierten mich taktische Fragen, wenn meine Wut rauswollte? Wann, wenn nicht jetzt? Die, die da hinter ihren gepanzerten Fahrzeugen hervorlugten und mit Tränengasgranaten in Kopfhöhe auf uns ballerten, hielten Schild und Knüppel bereit für mich. Einen Schild, nicht nur gegen meine Steine, sondern gegen meine Wünsche und Träume. Sie schützten die Realität vor mir, daß sie nicht in Versuchung geriete, und sie spiegelten selbst diese Realität wider: gleichförmig, blaß, graugrün, gehorsam, gepanzert. Das einzig Interessante an dieser Realität war die Suche nach ihren Schwachpunkten, ihren verwundbaren Stellen, den Lücken in ihrem Panzer. Und es gab so wenige zu finden, und sie schienen jedesmal kleiner geworden zu sein als beim vorigen Mal. Wo war die Zeit, um sie zu suchen? Nicht ich bestimmte diese Zeit, sondern sie. Also blieb nichts übrig als die schiere Masse. Irgendwo würde doch eine Lücke sein, und irgendwann würde ich da hinein treffen. Und dann war da noch der Knüppel, mit dem die Realität zurückschlug, der auf mich ausgeübte Sachzwang. Der Knüppel an sich war nichts, oder jedenfalls nicht für mich, denn ich war nie wirklich unter die Räder gekommen. Er war der Arm, die Faust der Realität wie der Strahl des Wasserwerfers und die Tränengasgranate. Er setzte die Bedingungen, die mich hier oder dort festnagelten, er zeigte die Uhrzeit der wehrhaften Demokratie. Wo der Schild schwach werden

wollte, kam der Knüppel zur Hilfe. Nicht nur das. Oft kam er zuerst, allzuoft kam er auch ohne erkennbaren Grund. Er gründete nämlich tiefer, denn er schlug ja nicht mich, sondern meine Träume. Das war eigentlich Grund genug. Manchmal, großmütig, hielt er sich zurück. Dann aber wurde er wieder ungeduldig. Und wenn meine Träume gar dreist wurden und Fühler in die Realität ausstreckten, war der Ofen aus. Da kannte der Knüppel kein Pardon, auch nicht der sozialdemokratische. Denn Träume sind eine Sache, die Realität eine andere. Manchmal muß man sich entscheiden, sagt der Knüppel.

Die Realität, das war nicht die Sonne, der Himmel, das Leben. Das war auch nicht reden, denken, hoffen. Die Realität, die mit Schild und Stock daherkam, war ganz anders, fremd, groß, doch eng und begrenzt, sie versuchte, alles auf ihr Maß zusammenzupressen, dafür brauchte sie ein großes Maul, aber das hatte sie auch. Eng war sie nur von innen betrachtet. Sie sorgte dafür, daß alles so viel kümmerlicher wurde, als vorgesehen. Sie fügte die falschen Menschen zusammen, weil sie die falschen Maßstäbe anlegte. Und woher gahmen wir unsere Maßstäbe, unsere eigenen, wenn nicht aus dem kargen Angebot dieser Realität? Was mich selbst anging, so funktionierte nichts richtig. Um mich herum waren die Menschen zu alt oder zu jung, ich wußte nicht, was weniger schlimm war. Wo waren die Richtigen für mich? Wo war der Ort, um zu leben, wenn er schon nicht da war, wo ich es jetzt versuchte? Wohnte ich vielleicht im falschen Haus, und wo war ein besseres? Und welche Frau füllte das Vakuum der vielen unerfüllten Liebesträume? Und was war sonst wichtig, wenn überhaupt etwas wichtig war? Es ging doch jetzt darum, Weichen zu stellen für die Zukunft. Ganz bestimmt war es wichtig, wie ich aus dieser Zeit rauskommen würde. Ganz bestimmt würde mein späteres Leben davon abhängen. Und jetzt lief alles falsch - ich konnte nur hoffen, daß nicht so bald die Entscheidung fallen würde, wie es weiterging, denn dann hätte ich mit ziemlich leeren Händen dagestanden. Wieso hatte ich nichts in den Händen? Das wenige, das sich von meinen Träumen greifen ließ, wurde mir aus der Hand geschlagen. Und von wem ...?

Deswegen mußte es jetzt sein, mußten die Steine fliegen, auf die Reise geschickt werden, mußte die berühmte »Sekunde der Freiheit« zwischen Wurf und Auftreffen wiederholt werden, immer und immer wieder. Gegen diese vielen verschiedenartigen Schläge, die mir die Bruchstücke aus den Händen reißen, die mich vor dem Weitergehen warnen sollten. Der Versuch, mich mit Stummheit zu schlagen oder mir wenigstens die eine, gültige Sprache der Macht zu verpassen. Die Schläge der Uhr, die das Leben einteilt und klassifiziert, die schlagenden Argumente der Sachzwänge. Und schließlich schlug mir das Tränengas auf Magen und Lunge.

Irgendwann war es genug für heute; die Goltzstraße war nach und nach erobert, die Barrikaden von Wasserwerfern beiseite geschoben, ich von oben bis unten naßgespritzt worden, zum Glück ohne großen Druck; dazu hatte ich in ausgleichender Gerechtigkeit auch ein paar Steine abbekommen, nicht von den Bullen, sondern von ähnlich geschickten Werfern wie mir selbst, einen ans Bein, einen in den Bauch, beides war aber nicht so schlimm. Tränengas und Hitze hatten mir den Rest gegeben, die Schlacht war für mich beendet. Die Rache der Bullen sah ich mir als Zaungast aus sicherer Position an; zurückgezogen in eines der besetzten Häuser (die »kriminellen Fluchtburgen« waren zu solchen Zeiten wirkliche Fluchtburgen), sah ich zu, wie unten auf der Straße »Knüppel frei« gegeben wurde, das Knüppel-aus-dem-Sack-Kommando, und je weniger Menschen sich zur Wehr setzten, desto eifriger war die Realität bemüht, sich überall wieder durchzusetzen und jeden Verdacht zu zerstreuen, es habe hier so etwas wie rechtsfreie Räume gegeben. Die Schlagstöcke prügelten diese Räume wieder auf das äußerste erträgliche Maß zurück, und aus dem großen Raum des Winterfeldtplatzes wurden die vielen kleinen Rückzugsgebiete in den Köpfen der Menschen, wo die Knüppel nicht eindringen, jedoch wütend anklopfen konnten. Jede Ansammlung von mehr als drei Personen war schon ein Raum, der sich noch verkleinern ließ.

Mir reichte es nicht aus, einen ehrenvollen Rückzug erkämpft zu haben. Goran lachte mich aus und bot mir einen Joint an. Er hatte sich fast zur selben Zeit verzogen wie ich. »Man muß wissen, wann man zu gehen hat«, sagte er. »Solange es Spaß macht, gut und schön, aber wenn erst mal die Menschenjagd beginnt, bin ich lieber aus der Schuß-linie.«

»Es sind eh immer die anderen, die's erwischt«, sagte ich, »sich dir das an, wie sie da unten rennen. Die Verhaftungen und blutigen Köpfe gibt's doch immer erst hinterher. Die Schaulustigen werden für die Statistik geprügelt.«

»Weil sie eben immer nur schauen, anstatt mal selber was zu machen«, sagte Goran. »Die haben einfach kein Gefühl zu dem Ganzen, keinen Überblick. Und natürlich keine Schutzhelme und all den Scheiß, kein Wunder, daß sie was vor den Kopp kriegen. Wenn sie mitmachen würden, wüßten sie auch, wann es gefährlich wird. Und nachher ist das Jammern wieder groß, wie viele Verletzte, und Festnahmen, und so.«

Mir fiel ein, daß ich diesen Wechsel der Perspektive vor nicht einmal einem Jahr erlebt hatte.

»Ich hab vorhin auch einem vor'n Kopp gegeben«, sagte ich. »So ein blöder Stein ist mir ausgerutscht, und er knallt natürlich einem voll auf den Kopf, Scheiße!«

»Und was hast du gemacht?« fragte Goran.

»Dumm danebengestanden, wie ein Sani ihn versorgt hat. Ich wollte ja seinen Namen wissen, um ihn hinterher sprechen zu können, aber da war alles so hektisch, mit den Bullen direkt in der Nähe. Also, ich habe eigentlich nichts gemacht «

»Nicht so gut«, sagte Goran.

»Ich wußte einfach nichts zu sagen«, meinte ich, »soll ich sagen >tut mir echt leid, du, also ehrlich<, oder was? Daß es 'ne Schwachsinnsaktion war, wissen wir beide, der und ich, gut genug.«

»Und jetzt machst du dir Vorwürfe«, sagte Goran, »so nach dem Motto >der hätte tot sein können<, oder wie?«

»Ach was«, entgegnete ich, »hast du beim Steinewerfen jemals an so was gedacht? Ich meine, einen Stein, den wirfst du doch nicht um jemanden zu töten. Das geht doch nicht so schnell.«

»Naja, wenn du Pech hast, kann's schon ins Schwarze gehen«, sagte Goran nachdenklich, »aber das ist ja wohl die absolute Ausnahme, und in den letzten Jahrzehnten haben eigentlich immer die Bullen für die Toten gesorgt, soweit ich Bescheid weiß. Mann, überleg mal, wo die ganzen Schä-delbrüche herkommen! Von Steinen oder von Bullenknüppeln?«

»Ja, schon klar, du hast ja recht.«

»Außerdem, war das irgendein Passant oder was?« fragte Goran. »Ich meine, wenn ich da bewußt mitten im Krawall rumlaufe, weiß ich auch, daß ich was abkriegen kann. Die Bullen schmeißen ja auch und schießen ihre Gaspatronen auf meinen Kopf. Ich hab auch Steine abgekriegt heute. Da kann ich mich ja wohl nicht drüber beschweren, ausgenommen über die Idioten, die aus fuffzich Meter Entfernung werfen und mich damit von hinten treffen.«

»War kein Passant, glaub ich«, sagte ich, »aber es war wirklich volle Hektik da. Ich glaube, er hatte auch ein Halstuch.« »Mußte halt nächstes Mal besser aufpassen«, sagte Goran, »das war ja wohl mehr ein Unfall, und davor hab ich immer noch weniger Angst als vor diesen Leuten, die nichts blicken und keine Erfahrung haben und loslegen, ohne sich um was zu kümmern, oder die ihre Steine am liebsten werfen, während sie schon vor den Bullen wegrennen.«

»Naja, andererseits«, sagte ich, »irgendwann fängt jeder mal an. Ich hab immerhin auch mal keine Erfahrung gehabt und trotzdem losgelegt, und davor hab ich auch 'ne ganze Weile am Rand gestanden und mir das alles angesehen, ohne mitzumachen. Das kommt halt nicht alles auf einmal.«

»Wieso? Ich hab schon mit sechs Jahren Steine geschmissen. Ist doch völlig klar«, tönte Goran.

»Ja, du. Aber vielleicht gibt's ja noch andere Leute. Studenten, Sozialarbeiter, was weiß ich, Instandbesetzer, für die ist das doch nicht so leicht.«

»Die werden das auch nie richtig einsehen«, sagte Goran. »Die machen das höchstens mal, weil sie selbst was auf den Kopf bekommen haben, und hinterher tut's ihnen leid. Oder sie sind so richtig empört über die Wohnungspolitik, und wie lange das vorhält, kannste ja auch nicht vorhersagen.« »Aber ohne die könnten wir ja wohl auch nicht viel machen. Die meisten fangen doch genau so an. Muß sich halt irgendwie weiterentwickeln.«

»Na, es geht ja auch weiter«, sagte Goran. »War doch geil heute, der beste Krawall seit langem. Genau das brauchen wir doch: gute Beispiele, um die anderen anzutörnen.«

»Stimmt, heute hat's echt Spaß gemacht«, stellte ich fest, »nur schade, daß der Wasserwerfer mich zuletzt doch noch erwischt hat. Wenigstens kann man mit den alten Wasserwerfern noch gut spielen, vor ihnen rumtanzen und so was, die neuen Modelle spritzen dir ja glatt ein Auge raus oder schießen dir die Rippen kaputt. Aber andererseits, viel erreicht haben wir ja nicht. Da vorne, an der Grunewaldstraße, das war ja nicht eben eine Heldentat.«

»Na und? Bis zum Rathaus wären wir doch eh nicht gekommen. Warum machen wir denn all das? Können wir etwa 'ne Räumung verhindern, langfristig meine ich, nicht nur für einen Tag wie im Mai? Oder den Haig erwischen, oder irgendwelche Staatsbesuche verhindern? Das ist doch alles ein Spiel, wo beide Seiten zeigen, was sie so drauf haben. Klar, eine Milion Mark Schaden pro Räumung, wenn das klappt, ist es 'ne dolle Sache. Aber wichtig ist doch, daß es 'ne Drohung ist, symbolisch. Genau das machen wir in 'ner Weise: Symbolik. Verstehst du?«

»Vorhin hab ich mich nicht sehr symbolisch gefühlt«, sagte ich.

»Ich natürlich auch nicht«, gab Goran zurück. »Aber denk mal nach. Heute ging es doch darum, daß in den Zeitungen was steht wie >Haig in Berlin - schwere Ausschreitungen< oder so ähnlich. Nicht nur hier, sondern auch in den USA sollen die Leute so was lesen. Daß also in der Öffentlichkeit die Verbindung klar ist: Wenn so ein Typ hier aufkreuzt, gibt es Unruhe. Berlin ist heißes Pflaster für solche Schweine. Die Zeiten von John F. Kennedy sind vorbei. Und so weiter. Das ist doch das Entscheidende. Natürlich, ich mach das auch wegen mir. Aber doch nicht nur, es gibt doch auch 'nen tieferen Sinn, verstehst du?«

»Ich seh das ja genauso«, sagte ich, »aber wir hätten doch mehr erreichen können. Wenn wir nicht an der Ecke da ...« »Ist mir doch egal, wo ich den Krawall mache«, sagte Goran. »Natürlich ist es besser in der City, wo es auch etwas kaputtzumachen gibt, aber wenn es da nicht geht, müssen wir uns woanders rumschlagen. In der Grunewaldstraße hätten sie uns glatt umgefahren mit den Wannen, also hör schon auf, vielleicht war es sogar besser so. Hauptsache, es kam gut rüber.« »Ich glaube aber

nicht, daß viele das so sehen«, sagte ich, »die meisten schmeißen die Steine doch immer noch aus persönlicher Betroffenheit, aus Wut.«

»Oder aus persönlichem Frust von mir aus«, sagte Goran, »sollen sie doch ruhig. Hauptsache, sie machen's überhaupt. Irgendwann schnallen ein paar ja wohl, daß das alleine nicht ausreicht.«

»Mir ist das Warum nicht so egal«, sagte ich.

Goran runzelte die Stirn. »Machst du hier auf moralisch, oder was? Von mir aus können da auch Kerle Steine schmeissen, weil sie Potenzprobleme haben - solange sie keine Scheiße bauen, solange es gegen die Richtigen geht. Entweder sie kapieren irgendwann mal, wo es langgeht, oder eben nicht. Aber fang bloß nicht an zu löchern, warum sie's machen, bis sie 'ne Sinnkrise kriegen und ganz aufhören, etwas zu machen.«

»Irgendwann ist Schluß mit der Symbolik«, sagte ich.

»Vielleicht«, sagte Goran, »aber bis dahin ist es noch weit. Das werden wir nicht mehr erleben.«

»Für viele ist jetzt schon Schluß«, beharrte ich. »Die ganzen Leute, die schon in den Knast gewandert sind, oder die Schwerverletzten ...«

»Ja, für einige ist das so«, sagte Goran. »Und das kann uns doch genauso ständig passieren, wir machen aber trotzdem weiter. Das Risiko steigt, bald haben sie hier Gummigeschosse wie in Zürich, hören wir deshalb etwa auf?«

»Wir vielleicht nicht. Aber trotzdem, irgendwann wird es den ersten Toten geben, und dann zeigt sich, wie viele das noch symbolisch sehen«, sagte ich.

Zehn Tage nach diesem Gespräch starb Klaus-Jürgen Rattay unter einem Bus, den sich die knüppelschwingende Realität als passenden Vollstrecker erwählt hatte. Sein Tod mischte sich unter die Tausende und Abertausende von Toden, die jeden Tag überall gestorben wurden, verblaßte auf den Titelseiten der Zeitungen, fiel aus den Mündern von Nachrichtensprechern auf's Papier und verschwand. Mit ihm verschwand bei vielen der Gedanke, die Begriffe »Symbolik« und »Spiel« wären eine Art Versicherung für die Unversehrtheit oder zumindest das Überleben der Beteiligten. Vergeblich wies Goran darauf hin, daß es ein reiner Zufall sei, daß der Tod ausgerechnet jetzt zugelangt hatte, daß er genauso schon seit Monaten präsent gewesen sei, daß Gewalt niemals den Tod ganz ausschließen könne, und Gewaltfreiheit genausowenig, und daß diejenigen, die jetzt einen Einschnitt und das Ende jeder Symbolik oder gar jeder Bewegung entdeckten, konsequenterweise schon seit langer Zeit dieselben Einwände hätten anbringen müssen, da jeder Schä-delbruch ein Beinahe Tod sei, und von denen gab es viele seit dem zwölften Dezember 1980. Sei etwa das Spiel gerechtfertigt, wenn es nur Schädelfrakturen, Knochenbrüche, Quetschungen, Erblindung, Amputationen, Traumata und Jahre im Knast, nicht aber Tode verursache? Müßten diejenigen, die jetzt entsetzt aufschrien und mit mahnenden Fingern auf die schlimme Gewalt wiesen oder die in Selbstzweifel und Angst vor ungerufenen Geistern verfielen, nicht eher sich selbst anklagen, blind gewesen zu sein, oder in absurder Hoffnung, es werde schon alles gutgehen, etwas mitgemacht zu haben, das sie entweder nicht verantworten oder nicht abschätzen konnten? All seine Argumente prallten ab an der Massivität des Todes, die jedes Differenzierungsvermögen einstampfte. Bei vielen zumindest. Angst war überdies ein Gefühl, das klarer und stärker war als Militanz.

Andere sahen es umgekehrt: Es war kein Spiel. Wir haben immer gesagt, daß es kein Spiel ist. In Wirklichkeit waren wir es, die gespielt haben, die Katze mit dem Säbelzahntiger, in der Hoffnung, er ließe sich vielleicht beeindrucken. Oder wir würden einmal ganz viele sein. Oder er würde sich doch

als Papiertiger erweisen. Er hatte nicht gespielt, sondern kurz mit der Pranke gewischt und dabei - mehr aus Versehen - einen Tod verursacht. Diese anderen wollten jetzt die Verteidigung Kreuzbergs gegen den befürchteten Großangriff organisieren, und sie waren mehr denn je der Meinung, daß es kein Spiel sei. Aber der Tiger schien doch etwas beeindruckt, denn es blieb für eine Weile ruhig. Innensenator Lummer war so eng mit dem Tod Klaus-Jürgen Rattays verflochten, daß er aus der Schußlinie gehalten werden mußte, wenigstens eine Zeitlang.

»Na gut, jetzt isses eben passiert«, sagte Goran, »irgendwann mußte es ja sein. Und jetzt tun alle ganz überrascht, als hätten sie vorher nichts geblickt.«

»Das mit der Symbolik«, sagte ich, »haben ja auch viele ganz anders gesehen.«

»Tja«, sagte Goran, »fragt sich nur, wie sie das alles jetzt, danach, beurteilen.«

»Was ich dabei nicht verstehe«, sagte ich, »ist, daß diese Selbstzweifel so groß sind, obwohl doch niemand von uns schuld an der Sache ist. Der Klaus-Jürgen Rattay war doch kein Gewaltfreier, der hat doch mitgemacht und kannte die Risiken. Und vor den Bus haben ihn die Bullen getrieben.

Trotzdem klagen viele jetzt genauso, als ob wir schuldig wären, oder »die Bewegung«, oder so was.«

»Ist doch klar, die deutschen Linken können ohne Schuldgefühle nicht leben«, dozierte Goran. »Die haben immer ein schlechtes Gewissen, wenn es sich irgendwie machen läßt. Die suchen immer die Schuld zuerst bei sich. Aber die jetzt so rumklagen, das sind doch eh nicht die Aktiven, wenn's mal drauf ankommt. Das sind doch eher diese Leute, die sich mal empören über etwas, aber wenn's gefährlich wird, sitzen sie schon im sicheren Eigenheim. So Leute wie Niemöller mit seinem Gedicht, die merken immer erst hinterher, was sie eigentlich anrichten, und dann klagen sie sich wieder an und haben neue Schuldgefühle.«

»Viele von uns waren aber auch mal so«, sagte ich.

»Ich jedenfalls nicht«, sagte Goran. »Naja, ich finde die auch nicht alle nur bescheuert, aber ich bin vorsichtig, weil ich weiß, auf die kannst du dich letztlich nicht verlassen, die sind zu liberal. Da sind mir die Kids aus den Spielhallen und von der Straße wichtiger als dieses Lehrervolk, das meistens daherredet. Klar, man darf das alles nicht so absolut sehen.«

»Ich find es nicht so wichtig, wo die Leute herkommen, solange sie mitmachen«, sagte ich.

»Solange alles gut läuft«, sagte Goran, »wenn's schwierig wird, dann wirste schon sehen, wer übrigbleibt.«

Übrig wofür, dachte ich und betrachtete die schimmligen Reste im Abwasch. Das einzige im Haus, was einigermaßen sauber aussah, war die Barrikade im Treppenhaus. Aber warum auch nicht?

Juni 1989

Ich schmiß mit den Papieren herum, verdammt, sie machten mich wild: die Akten zu unserem Fall. Ich verteilte die Papiere über die Zelle, aber ich brachte es natürlich nicht über mich, sie ins Klo zu stopfen. Akteneinsicht, wie sich das nannte, hatte man uns gewährt; selbstverständlich hatte es ein paar Monate gedauert; selbstverständlich waren sie nicht vollständig - so ist das in politischen Strafverfahren nun mal üblich. Die wirklich interessanten Dinge behielt die Staatsanwaltschaft lieber für sich. Das war nun wirklich kein Grund mehr, sich aufzuregen: Es war zu alltäglich. Es war ganz unterhaltsam, die ameisenhafte Kleinarbeit der Staatsschutzbehörde zu verfolgen, durchmischt mit den geheimnisvollen Erkenntnissen des Verfassungsschutzes, soweit uns die zugänglich gemacht wurden, und zuletzt die überaus gewitzten Schlußfolgerungen eines Oberstaatsanwaltes. Da war so einiges an komplettem Blödsinn und offensichtlich unlogischen Zusammenhängen versammelt, aber auch das war es nicht, was mich wild machte. Auch das war normal, es waren ja auch nur Menschen, die diese Akten fabriziert hatten, und zudem wollten sie ja zuerst und vor allem uns Schlimmes nachsagen und -weisen und uns im Knast behalten. Da war es nur folgerichtig, daß sie die Realität hier und dort ihrem schönen Gebilde »terroristische Vereinigung« anpaßten. Dann gab es etliche Einzelheiten, die stimmten oder die mit uns überhaupt nichts zu tun hatten, und einiges war durchaus lehrreich, anderes schmeichelhaft, wieder anderes peinlich, Fehler, die wir begangen hatten und für die wir uns jetzt hätten ohrfeigen können. Bei Licht betrachtet sahen weder wir noch unsere Verfolger besonders heldenhaft aus, weder James Bond noch Sherlock Holmes hatten eingreifen müssen. Ein paar lächerliche Kleinigkeiten, die Verdacht erweckt hatten, ein paar Observationen, und schon waren wir im Fadenkreuz gelandet, wahrscheinlich war Kommissar Zufall stark beteiligt gewesen. Tausende waren vielleicht in den letzten Jahren aus vergleichbarem Anlaß überwacht worden, ohne dabei schließlich im Knast zu enden.

All das genügte nicht, um mich wild zu machen. Es waren die Akten selbst, die schriftliche Neuformierung der Wirklichkeit, wo jedes Aktenzeichen mich ohnmächtiger machte. Dieses Papier strafte mich Lügen, wenn ich ihm widersprechen wollte, denn hier stand es schwarz auf weiß, gezeichnet und unterzeichnet und gestempelt, und wenn ich einmal irgendwo vermodern würde, würde dieses Papier immer noch daliegen und eine Geschichte verkünden, die es selbst geschaffen hatte - so, als sei diese Geschichte nicht ein Kunstprodukt Außenstehender, sondern von mir und den anderen gelebt, von Boris und Judith und Carmen und Hassan und anderen Menschen. Die Akte war auch so eine kleine Trennscheibe: Sie erlaubte den Blick auf die Wirklichkeit, doch du mußtest schon selbst wissen, was hinter der Scheibe war, um es richtig zu erkennen. Sonst gab es nur zu sehen, was der Scheibe gefiel. Ich fürchtete dabei nicht etwa um den Verlauf des bevorstehenden Prozesses: Der Richter war ja von keiner anderen Natur als die Akte, und er würde mir mit derselben logik begegnen und, nebenbei, mit einem erheblichen Willen zur Verurteilung: Es war mehr ein grundsätzlicher Ärger über die Demütigung durch diese Blätter, diese eingefärbten Reste von Regenwäldern, die sich in Regalen stapelten und jetzt wieder mal bei mir angekommen waren.

Ich schmiß also mit den Papieren rum, und dann sammelte ich sie wieder auf und beruhigte mich etwas, und ich sagte mir, daß es ja wohl nicht nötig war, sich so aufzuregen, und außerdem war gestern erst frischer Einkauf gewesen, und gleich kam der sf-beat im Radio und überhaupt, morgen kam Goran zu Besuch und brachte noch jemanden mit, ich hatte vergessen, wen. Es war also eher angebracht, glücklich und zufrieden zu sein.

Das war jetzt der zweite Besuch hintereinander von Goran, ich hoffte, daß es deswegen draußen keinen Streit gäbe. Mit Goran konnte ich gut reden, auch wenn jemand daneben saß, denn wir verstanden uns als alte Freunde ganz gut, auch wenn andere nichts verstanden. Wir sprachen über andere Dinge als früher - damals, als wir uns kennengelernt hatten, war der Alltag durchdrungen von

Häuserkämpfen, von Demos und Krawallen, Besetzerräten und Festen; von all dem gab es heute nicht viel zu erzählen.

Im Laufe der Jahre waren wir auseinandergerückt. Mitte der Achtziger, als die Fremdworte zunahmen und die Sätze länger und schwieriger wurden und ihr Inhalt dauernd geklärt und in Frage gestellt werden mußte, waren wir uns eine Weile fremd geworden. Er hatte von wichtigen politischen Diskussionsprozessen gesprochen und Organisierung und Strukturierung des Widerstandes entdeckt, und mir war das alles zu losgelöst von der Erde, Diskussionen wie im Spacelab, das interessierte mich nicht. Und heute war der Widerstand zwar nicht sonderlich strukturiert oder organisiert, was immer auch die Zeitungen über »autonome Gruppen« fabulierten, aber mit Goran konnte ich wieder besser reden, eher so wie früher.

Am liebsten hätte ich mich jetzt mit Goran hingesetzt und gemeinsam diese Akten durchgelesen, und dann hätten wir uns über die schönsten Fehler und Irrtümer amüsiert, aber das ging ja nicht, weil er die Akte offiziell nicht sehen durfte und wir schon gar nicht neben einem Staatsschutzbullen die Pannen der Ermittler verkünden konnten. Genug zu plaudern und zu amüsieren würden wir auch so finden.

Für mich war die Verhaftung wenigstens in dieser Beziehung eine Erleichterung. Jahrelang hatte ich besonders Goran gegenüber die Schizophrenie gespürt, die das Leben am Rande der Illegalität mit sich brachte. Immer wieder mußte ich ihm gegenüber Erklärungen finden, warum ich mich zurückhielt, kaum mehr Risiken einging, sei es beim Klau im Supermarkt, sei es auf Demos, wo ich mit Goran so oft im dicksten Gewühl gewesen war. Der Versuch, ihm gegenüber offen und ehrlich zu sein und gleichzeitig einen wichtigen Bereich des eigenen Lebens auszublenden, machte mir oft zu schaffen. Denn ich verschwieg ihm ja nicht aus konkretem Mißtrauen etwas, sondern weil das ungeschriebene Gesetz der militanten Politik aus gutem Grund forderte, daß in diese Arbeit stets nur die direkt Beteiligten eingeweiht waren. Dies und die Gewohnheit, stets davon auszugehen, daß Gespräche, die in den eigenen Wohnungen und Treffpunkten geführt wurden, abgehört und aufgezeichnet wurden, hatten die Angriffe der staatlichen Behörden auf uns seit Jahren auf Zufallserfolge reduziert. Nun war ich selbst Teil eines solchen Zufallserfolges geworden, was mich nur wenig tröstete. Doch was Goran anging, fühlte ich mich wirklich leichter. Er mochte sich seinen Teil gedacht haben, und wir hatten ja alle versucht, locker damit umzugehen, aber ich merkte erst jetzt, wo alles offenlag, was für eine Anspannung es doch gewesen war. Wenn ich den Staatsschutzbullen ansah, der unser Gespräch belauschte, haßte ich ihn mehr für diesen Zwang als dafür, daß er mich im Knast festhielt.

Juni 1982

Chaos breitete sich aus: Manche rannten hierhin und dorthin, andere standen herum und wußten nichts mit sich anzufangen. Die Bullen waren immer noch damit beschäftigt, den Stacheldraht auszurollen und jede Lücke abzudichten. Dahinter standen Wannen, Stoßstange an Stoßstange, quer über die Straßen. In Richtung City warteten die Wasserwerfer. Alles war zu. Jetzt kam die Stunde der langen Messer. Ich wußte nicht recht, was ich mit meiner ganzen Straßenkampf-Ausrüstung anfangen sollte, stand rum wie die anderen, wartete. Auf dem Weg zum Sammelplatz hatte es keine Vorkontrollen gegeben. Jetzt war mir klar, warum. Gutem Wetter und lachendem Herrn ist nicht zu trauen, dachte ich. Hier war die Falle zugeschnappt, und jetzt konnten sie uns in Grund und Boden stampfen. Das Wetter war gut, und die Herren lachten.

Langsam begriffen wir, was hier geschah, um Innenstadt und US-Präsidenten zu beschützen. Die Gemäßigten fingen an, Auswege zu suchen. Von Durchlässen war die Rede, wo wir einzeln und nach körperlicher Durchsuchung den Kessel verlassen durften. Während manche diese letzte Rettung suchten, machten wir uns fertig für den letzten verzweifelten Widerstand. Die Durchlässe kamen nicht in Frage. Hier hätten wir unsere Kapitulation erklärt und uns ans Messer geliefert oder davongeschlichen. Die einen standen in langen Schlangen an den Durchlaßstellen, die anderen machten sich bereit und bildeten auch eine lange Schlange, mit Helmen und Knüppeln ausgerüstet, um eine eigene Durchlaßstelle zu eröffnen.

Ich reihte mich nicht ein, denn ich hatte zuviel Angst, ich war wie gelähmt. Wie wollten sie es denn schaffen, wollten sie mit bloßen Händen die Wannen wegschieben? Der Zug setzte sich in Bewegung, es war ein schwacher Versuch, vor allem deshalb, weil es ein schmaler Zug war, so daß immer nur die wenigen ersten Leute in Berührung mit den umzingelnden Bullen kamen. Sie schafften es nicht durchzukommen. Aber dann explodierte der Kessel, an allen Seiten ging es los, auch von außen wurden die Bullen angegriffen - sie hatten nicht mit der uns eigenen Unpünktlichkeit gerechnet -, an einzelnen Stellen wurden die Straßen verbarrikadiert, an anderen preschten die Wannen mit sechzig Stundenkilometern durch die Menschenmengen, der Stacheldraht wurde weggeräumt, die Wasserwerfer zogen sich zurück, der Kessel löste sich auf, Schöneberg wurde zum Schlachtfeld, dessen Rauchwolken noch in entfernten Stadtbezirken zu sehen waren. Wir kamen nicht in die City, doch sei's drum, wir sorgten wenigstens hier dafür, daß Reagan nicht ungestört blieb.

Aber meine Angst blieb, eine Angst, die ich noch nie, wenn es losging, gespürt hatte, und die mich nicht verließ, auch als längst klar war, daß die Bullen die Lage nicht im Griff hatten und den Kessel nicht halten konnten. Brennende Autos fraßen sich in den Asphalt und stoppten die Amokfahrten der Wannen und Wasserwerfer, die Menschen gingen mit bloßen Händen, mit Stöcken und mit Eisenstangen auf die Wannen los, mit allem, was greifbar war, trommelten gegen Blech und Gitter, schlugen mit Kopfsteinen die Frontscheiben ein; es war der Ausbruch des monatelang aufgestauten Hasses, der wütende Aufstand gegen das Ende der Bewegung, das bereits unübersehbar seine Vorboten gesandt hatte.

Obwohl ich mit Helm, Gasmaske, Armschützern, Handschuhen und sogar einem Knüppel ausgerüstet war, fühlte ich mich schutzlos wie selten. Goran, Isa, alle meine Freunde und Freundinnen waren verschwunden, die Berliner verloren sich zwischen den vielen westdeutschen Genossen, und irgend etwas stimmte heute nicht. Die martialische Ausrüstung gab keine Sicherheit - sie war eigentlich auch nicht so wichtig. Wichtig war der Tag, das Gefühl, der Mut, der Haß, die Freude. Die Hitze, die dich überflutet, beim Vorwärtsstürmen, beim Flüchten, der kollektive Orgasmus, die Höhepunkte, der Spaß. Aber ich wußte, daß diesmal etwas schief lief.

Ich konnte den Mittelpunkt nicht verlassen, weil mir der Straßenkämpfer zu deutlich anzusehen war; in voller Montur konnte ich nicht einfach weggehen, ohne in der nächsten Seitenstraße abgegriffen zu werden. Ich war unsicher, rannte ziellos umher, hinter mir krachte und kreischte es metallisch, Wannenmotoren, quietschende Bremsen, neben mir hielten sie an, ich war genau in der Mitte der Fahrzeugkolonne, nur ein paar Leute in der Nähe, es gab keinen Fluchtweg. Die Holzknüppel tanzten auf mir rum, ich lag da und igelte mich ein, registrierte die Schläge, spürte keinen Schmerz, sondern nur die Treffer, verdammte Scheiße, jetzt isses vorbei, sie haben mich, irgendwo weit weg Geschrei und Steine, aber zu spät, sie hatten mich schon hoch und in die Wanne geschmissen, da lag ich. Jemand trat auf mir rum, Steine prasselten gegen das Fahrzeug, jemand schrie mich an: »Liegenbleiben, du Sau«, ich hatte mich nicht bewegt und hatte es auch nicht vor. Der Motor drehte auf, die Sirene zeterte, die Bullen in der Wanne wurden hin- und hergeworfen, das Funkgerät quäkte vor sich hin, wenigstens den Knüppel hatte ich noch wegwerfen können, hoffentlich hatten sie es nicht gesehen. Den Helm hatten sie mir runtergerissen und mir ein paar Schläge auf den Kopf gegeben, aber nur halbherzig, denn sie wollten möglichst schnell weg und hatten im Fahrzeug kaum Platz zum Ausholen.

Dann kamen wir zum Gefangenentransporter, am Rande des Schlachtfeldes geparkt, der Festnahmezettel wurde ausgefüllt, ein Polaroidfoto gemacht, und ab in eine Einzelzelle. Auf einem knappen Quadratmeter, mit einem engmaschig vergitterten Fenster nach innen, durch das ich im Sitzen nicht sehen konnte, weil die Sitzbank so tief angebracht war. Nach außen gab es nur ein paar Lüftungsschlitze ganz oben, durch die nichts zu sehen war. Das Warten begann, während sich die anderen Zellen des Transporters langsam füllten. Ich war aufgestanden, um etwas sehen zu können. Leute wurden an meinem kleinen Fenster vorbeigeführt, einige mit blutüberströmten Gesichtern, in Handschellen, manche mit zerrissener Kleidung, andere wie durch den Schlamm gezogen. Ein Betrunkener pöbelte die Bullen an, und sie drohten ihm mit weiteren Schlägen, von denen er wohl nicht mehr sonderlich viel gespürt hätte. Draußen, vor dem Auto, ordneten sie mühsam den Papierkram und wurden nicht schlau daraus, was welcher Beamte wann eingetragen hatte, wer der Festnehmende war, welche Einsatzbereitschaft wo unterwegs war. Einer nannte meinen Namen und beschwerte sich über die fehlende Personenbeschreibung. Langsam fühlte ich an mehreren Stellen die Schläge, am Oberschenkel und am Unterarm, wo die Knüppel am häufigsten getroffen hatten. Das Funkgerät vorn im Fahrzeug plauderte unaufhörlich, piepte und knackte, es kamen und gingen Bullen, Wannen lieferten ihre Fracht ab und stürzten sich wieder ins Getümmel.

Dann ging es weiter, die Außentür wurde zugeschlagen, der Transporter fuhr an und rumpelte in Richtung Gefangenensammelstelle. Nichts drang mehr nach innen außer dem Funk und dumpfen Geräuschen von draußen, die nicht identifizierbar waren. Und die überdies sehr unbedeutend waren, denn jetzt war anderes wichtig. Hatten die mich einfach so abgegriffen, oder hatten sie mich irgendwo gesehen? Was hatte ich zu Hause, würden sie eine Durchsuchung machen? Was war auf der Wache, wohin fuhren wir? Wahrscheinlich in die Gothaer Straße, weil wir ja schon in Schöneberg waren, die hatten einen üblen Ruf, da warteten Schlägertypen auf uns, sehr unangenehm. Wer hatte die Festnahme gesehen? Na, egal, was sollten die schon tun. In ein paar Stunden würde ich ja wohl auch wieder rauskommen, sie hatten mich ja nur einfach so von der Straße gegriffen. Obwohl es keine Sicherheit gab; eine Anzeige wegen Landfriedensbruch war schnell gemacht, bei meiner Ausstaffierung. Es gab sicher genug Bullen, die sofort bezeugen würden, mich überall beim Steineschmeißen erkannt zu haben. Anzeige wegen Widerstand und Körperverletzung gab es ja sowieso, bei jeder Festnahme, egal, wie du dich verhalten hast. Vielleicht nicht bei jeder, aber doch bei den meisten, und auf jeden Fall dann, wenn die Bullen dich verprügelt hatten - vorbeugend, falls du auf die Idee kommen solltest, Anzeige gegen sie zu erstatten. Bei mir würden sie wohl kaum eine Ausnahme machen.

Dann waren wir im Hof der Gothaer, ein paar Sekunden Himmel, zwischen Hauswänden; an Bullen vorbei, die Schläge und Stöße austeilten, weiter durch Gitter und Türen, wurden wir in die GeSa getrieben. Kommando: »Ausziehen«, drei Bullen standen daneben, zuerst alle Taschen ausleeren, dann ausziehen, sie standen bereit und lauerten auf ein falsches Wort, eine verdächtige Bewegung, aber sie ließen mich in Ruhe. Dann kassierten sie meine Schnürsenkel und den Gürtel ein, gaben mir die durchsuchten Klamotten zurück, und ab ging's in die Zelle, eine Einzelzelle. Das erste Mal. Gut, festgenommen worden war ich schon vorher mal, eine Weile in der Wanne, dann aber freigelassen, alles keine lange Geschichte. Diesmal war es anders. Das war eine Zelle. Knast. Gitter. Eine unerreichbare Lampe hinter schmutzigem Plastik, unbewegtes Kunstlicht, verdreckte, bekritzelte Wände, Linoleum, eine festgeschraubte hölzerne Bank, eine Klingel neben der Tür. Hier war das Ende aller Träume.

Die Zeit verging nicht, sie kroch in alle Ritzen, füllte den Raum aus, die Luft wurde dick und drückend. Der Lärm von draußen schwoll an und ab, Schlüssel klirrten, Türen schlugen, Schreie hallten, Kommandos, Flüche, Schmerzen. »Wat is denn los, weswejen binick überhaupt hier?« - »Wohnen Sie da wirklich? Wie kommen wir da rein? Wozu gehören diese Schlüssel? Wer ist in der Wohnung?« - »Ick hab en Recht, zu telefonieren. Ick will meen Anwalt sprechen. Warum binick hier? Da lachick doch! Ick hab nischt jetan.« - »Bullenschweeeiiine!« - »Ich weiß da nicht Bescheid. Ich bin nicht für Sie zuständig. Ja, können Sie haben. Warten Sie 'n Moment. Was wollense denn jetzt nun wieder?« - »Ich bin aus Salzgitter. Ich kenne da ... war da auch mal Schließer, rrrp, mein Vater ist nämlich Richter, ja, Richter.« - »Jetzt seinse mal ruhig. Kommse mal mit. Wat wollnse überhaupt? Jaja, wartense erst mal jetzt. Alles klar?« - »In Salzgitter, jawoll!« - »Jetzt reichts aber langsam, machense mal keen Alarm hier, Ruhe jetzt, sonst passiert was.« - »Das könnt ihr mit mir nich machn so was ...« - »Ick will meen Anwalt!« Und so weiter. Und so weiter.

Alle Werte waren hier umgestoßen. Ich fürchtete jede falsche Bewegung, fühlte mich immer noch nackt vor den Bullen stehend und hatte Angst, nicht ihren Normen entsprechend zu handeln. Hier gab es andere Gesetze, gemacht von denen, die meine Feinde waren. Von denen hatte ich nichts zu erwarten. Es galt nur noch, so heil wie möglich hier rauszukommen. Aber wann, wann? Die Zeit weigerte sich zu verstreichen.

Hatte es sich gelohnt? Lohnte es sich, im Knast zu sein, für nichts oder für etwas Bestimmtes? Unsinn, redete ich mir zu, das hier ist nicht richtig Knast, ist nur Bullenzelle, ich komme hier wieder raus, morgen früh wahrscheinlich, wenn der Krawall vorbei ist, ich hab mich sowieso zurückgehalten, wird schon nichts passieren, sie werden mir nichts anhängen können. Wir leben schließlich in einem Rechtsstaat, nicht wahr, die müssen mir erst mal was beweisen, so einfach ist das alles nicht. Das Wort »Rechtsstaat« ließ ich mir auf der Zunge zergehen und mischte es mit einem spöttischen Lächeln. »Der freieste Staat, den es je auf deutschem Boden gab«, naja, wer wußte schon, was früher mal auf diesem Boden war, aber vielleicht war es ja sogar tatsächlich der freieste Staat auf diesem Boden, was konnte ich mir dafür kaufen? Was besagte das schon, außer, daß die anderen Staaten auf deutschem Boden noch viel schlimmer gewesen waren, ein doller Trost, fürwahr. Es war schwierig, dieses unterschwellige Hoffen auf die Gerechtigkeit des Staates aufzugeben. Genauso, wie es oft schwierig war, gegen die Existenz von Bullen als Ordnungskraft zu argumentieren. »Wenn euch das Fahrrad geklaut wird, kommt ihr ja doch zu uns«, sagten die Bullen, wenn sie psychologisch geschult waren, das war natürlich lächerlich, weil ich niemals wegen eines Diebstahls zu den Bullen gehen würde, höchstens, um mir das Versicherungsgeld zu sichern, das es nur bei Nachweis der Anzeige gab. Hier mit »nein« zu antworten war leicht, schwieriger wurde es bei anderen Dingen: Vergewaltigung, Mord, Totschlag - oder Neonazis, rechte Skinheads, Fußball-Hooligans, das ganze Mobilisierungspotential der modernen Faschisten. Es hatte auch Situationen gegeben, in denen faschistische Skins in der Überzahl gewesen waren und die Bullen erstaunlicherweise einmal uns geschützt hatten. Das war die absolute Ausnahme, im allgemeinen hatten wir beide Gruppen gegen

uns, aber wenn es doch einmal vorkam, war es ein sehr ungemütliches Gefühl.

Hier und jetzt waren die Fronten klar, und solche Fragen stellten sich mir zum Glück nicht. Wichtig war, sich hier irgendwie herauszuwinden, unter Ausnutzung aller Errungenschaften der bürgerlichen Demokratie. Immerhin, so konnte ich mich trösten, waren diese Errungenschaften nicht vom Himmel gefallen und auch nicht freiwillig von den Herrschenden dem Volke geschenkt, sondern in vielen Generationen opferreich erkämpft worden, von den Gegnern der Herrschenden, von unseren Vorbildern der Vergangenheit. Nicht umsonst hießen sie »Errungenschaften«, denn sie waren mühsam errungen worden, und nicht wenige von ihnen mußten immer noch weiter verteidigt werden, oder vielleicht waren auch viele von ihnen im Laufe der Zeit wieder verlorengegangen und mußten neu erobert werden. Also mußte ich mir keine Vorwürfe machen, inkonsequent zu sein. Hauptsache raus hier.

Irgendwann später, das Schreien war weniger geworden, kam ein Schließer mit einem Zivilen. Jetzt folgte das Verhör, kurz und bündig, Aufnahme der Personalien, ich wußte, daß ich nur angeben mußte, was sowieso im Ausweis stand. Der Staatsschutzbulle erklärte mir, gegen mich werde wegen schweren Landfriedensbruchs ermittelt und wegen Körperverletzung, Widerstand, Sachbeschädigung und so weiter. Ich sah ihn an, sah mich um, der Raum war kahl und uninteressant; der Staatsschützer klimperte mühsam auf einer alten Büroschreibmaschine herum, mit der er nicht zurechtkam, ich machte ihm die Arbeit leichter, indem ich jede Aussage verweigerte und einen Anw,dt verlangte. Er gab sich korrekt, hm, nein, mit dem Anwalt war das jetzt gerade etwas schwierig, alles ging drunter und drüber, aber er werde sich drum kümmern, ich solle ihm den Namen und die Nummer geben. Und dann war ich wieder auf der Zelle und wartete, auf die erkennungsdienstliche Behandlung, es war meine erste; zuerst hatte ich überlegt, Widerstand zu leisten, doch mir schienen die Krafteverhältnisse allzu ungünstig. Ich wollte nicht jetzt noch die Fresse voll kriegen und dazu gequetschte Finger und ausgekugelte Arme, um dann am Ende doch katalogisiert zu werden, also spielte ich mit. Ich hätte nicht gedacht, wieviel Ausdauer einer entwickeln konnte, wenn es galt, Fingerabdrücke auf Pappkarten zu sammeln. Es nahm gar kein Ende, und danach kamen die Formblätter zur Personenbeschreibung, wobei der ED-Bulle sich Mühe gab, daß ich nicht sehen konnte, was er aufschrieb, Fotos, Gewichts- und Größenbestimmung. Und wieder in die Zelle, und die hallenden Geräusche, das Warten, die Zeit, die irgendwo anders unterwegs war. Alles war völlig gleich, eine Minute war wie die andere, aneinandergereiht ohne Ende, durchbrochen von fremden Geräuschen - und dann von meinem Anwalt, der erste Grund zur Freude seit meiner Festnahme. Er war im Streß, es gab zu viele Festnahmen und zu wenige Anwälte, alles war chaotisch, die Bullen wollten keine Anwälte zu den Gefangenen lassen, machten Schwierigkeiten, wo es nur ging. Er wußte eigentlich nicht mehr als ich, es ging um Steineschmeißen, sagte er, und ich würde morgen vor den Haftrichter kommen, und plötzlich lag etwas in meinem Bauch und zerrte mich runter, alles zog sich zusammen, die Wände bogen sich über mir, es wurde sehr heiß, es kam von unten und schwappte über mich. Nichts stand fest, gut, vielleicht gab es ja keinen Haftbefehl, vielleicht auch Haftverschonung, ich war nicht vorbestraft, ja, es mußte so kommen, es durfte nicht anders sein, mein Bauch war anderer Meinung, er meinte, ich solle mich lieber zusammenkauern, einrollen, und Teil der Mauern werden. Vier Monate später stand ich mit einem Karton voll Klamotten und Papieren auf der Straße, Alt-Moabit 12a. Hinter mir schloß sich die Tür, es war regnerisch und kühl. Autolärm sprang mich an, alles war merkwürdig bunt und grell und laut und kam von allen Seiten. Die Menschen schienen mir fremdartig und hatten es alle eilig, als gebe es sonstwas Wichtiges zu tun. Was konnte es hier schon Wichtiges geben? Ich war wieder drinnen, das war das Ereignis, drinnen in der Welt, aus der ich wochenlang herausgerissen gewesen war. Jetzt stand ich hier, mit dem dämlichen Karton, und schräg gegenüber wartete eine Telefonzelle. Aber sie wartete umsonst, denn neben ihr war das Auto - und Isabel, Goran und Silvio. Goran schrie irgend etwas und stieß die anderen an und hüpfte auf der Motorhaube herum, bis ich rübergekommen war und den Karton abgestellt hatte. Ich wollte sie nicht mehr loslassen, alle drei, nur noch festhalten, zu einem Körper werden, nie mehr loslassen. Küssen

und umarmen und nichts anderes, meinetwegen stundenlang, aber dann mußte ich mich ans Auto lehnen, mich erst mal hinsetzen, denn es stieg in mir zu viel auf, das sich lange angestaut hatte. Das mußte langsam raus, nach und nach, und ich durfte nicht die Kontrolle verlieren, sonst explodierte ich. Isa erzählte, daß sie ein großes Essen vorbereitet hatten, und Silvio strahlte die ganze Zeit, er wußte nichts zu sagen, Isa und Goran erzählten und erzählten, das meiste vergaß ich gleich wieder. Ich war damit beschäftigt zu hören, zu sehen, den Weg in unsere Wirklichkeit wieder zu finden. War alles jetzt anders oder alles gleich geblieben, oder wie? Ich wollte sie nur noch ansehen, die ganze Zeit, Isa etwas mehr, aber eigentlich alle drei, ihre Gesichter in mein Gedächtnis einbrennen wie Brandzeichen. Oft genug hatte ich dagelegen und versucht, mir Gesichter vorzustellen, von Genossen und Freunden und Geliebten, Männern wie Frauen, aber sie waren immer unscharf geblieben, und je mehr ich mich anstrengte, desto verschwommener waren sie geworden. Ich hatte schon Angst, ohne Fotos die Menschen nicht mehr erkennen zu können. Die Besuche alle zwei Wochen änderten daran nichts. Diese Besuche waren eine zweischneidige Sache, denn sie störten mein Leben in dem fremden Land, zwangen mich zu anderen Gefühlen und Worten, waren eine einzige Anstrengung. Oft war ich froh, wenn sie vorbei waren, und ich überlegte mir, ob ich nicht ganz drauf verzichten sollte. Sie schienen es nur noch schwerer zu machen, die Realität des Knastes zu akzeptieren, der ich nun mal ausgesetzt war. Aber das waren reine Gedankenspiele, denn die Wärme, die Berührungen, die Stimmen, die Gesichter ließen sich nicht aufwiegen. Im Auto plauderte ich, erzählte vom Leben im Knast, fragte, aber das lief alles nebenher, während ich nach draußen sah und alles zu registrieren versuchte. Wieso hatte sich so wenig verändert? Die Häuser sahen gleich aus, die Autos und Straßen auch, die Plakate hatten sich kaum verändert, in den Schaufenstern dieselben Waren, die gleichen Straßenlaternen. Alles hätte ganz anders sein müssen, denn ich war doch ewige Zeiten weg gewesen. Vier Monate, das waren Jahre, in denen die restliche, wirkliche Welt eine völlig andere hätte werden müssen. Warum liefen die Menschen nicht auf dem Kopf, warum war der Himmel nicht grün, warum waren nicht alle Banken und Kaufhäuser in Schutt und Asche gelegt? Vier Monate waren viele Jahre, aber nichts hatte sich geändert.

»Und, wie fühlst du dich?« fragte Isa nicht zum ersten Mal. Ihre Hand fühlte sich angenehm warm an.

»Naja, komisch «, sagte ich, »ich muß erst mal ankommen. Mir kommt das alles hier ziemlich grell vor, ein ziemliches Chaos, das muß ich für mich erst mal ordnen. Aber es scheint ja so mehr oder weniger alles gleich geblieben zu sein.«

»Ja, mehr oder weniger. Und du?«

»Weiß nicht. Na, in vier Moanten ändert sich ja wohl nicht so viel, schätze ich. Werd ich in der nächsten Zeit schon noch merken. Aber ich glaube, ich hab's relativ gut überstanden. Die Angst ist jedenfalls erst mal weg, so vor Knast und all dem. Wißt ihr, ich glaube fast, so 'ne Weile Knast kann auch ganz lehrreich sein, mal so ein bißchen zum anschnuppern.« »Na, ich kann mir bessere Beschäftigungen vorstellen«, sagte Silvio.

»Meinste das ernst?« fragte Goran. »Also, Knast zum anschnuppern, ich weiß ja nicht.«

»Doch, mein ich ernst«, sagte ich, »nur kurz, so ein, zwei Monate, das reicht doch schon aus. Da merkst du mal ansatzweise, was das wirklich heißt, im Knast zu sitzen, und dann weißt du auch besser, worauf du dich einläßt, wenn du Steine schmeißt und so was. Dann ist der Knast nicht mehr dieses fürchterliche Monstrum, vor dem du nur Angst hast, weißt du, du kannst dann damit umgehen, mit der Bedrohung. Du bleibst nicht mehr an dem Punkt stehen, daß Knast eben schrecklich ist und zum System der Repression gehört, sondern du kannst ihn greifen, einen Umgang damit entwickeln und anderen Leuten davon etwas vermitteln.«

»Ob das so ermutigend ist?« zweifelte Goran. »Also ich würd mich nicht gern mal eben zwei Monate in den Knast setzen.«

»Ich bin insgesamt doch ganz gut klargekommen«, sagte ich, »warum sollten das nicht auch andere schaffen?«

»Wart erst mal ab«, sagte Silvio, »in ein paar Wochen kannst du erst sagen, wie gut du klargekommen bist.«

Ich dachte an die Tage, auf dem Bett liegend oder sitzend, schreibend, lesend, Radio hörend, manchmal ein Gefühl wie Urlaub, manchmal ein Gefühl wie im Grab, die Tür ohne Klinke, ein Teil der Wand, sonst nichts. Das Denken auf einem Fleck, sich um sich selbst drehend, das sinnlose Gerede beim Hofgang über Prozesse und Strafen und Heldentaten, das mühsame Abarbeiten der Zeit, das Gefühl, nach und nach jede Form der Verantwortung zu verlieren, gewaltsam auf Kindergarten-Niveau zurückgestoßen zu werden, weil alles von anderen erledigt wurde. Das Gefühl, selbst ein Teil der Zelle zu sein, Inventar, das verwaltet wurde, ohne Arme und Beine, folgenloses Denken, dessen Bahnen genauso ausgetreten waren wie der Weg auf dem Hof. Es war das Gefühl vollkommener Passivität. Das Gefühl, nichts wirklich selbst zu machen, sondern gemacht zu werden. Immer wieder mußte ich dagegen ankämpfen. Da waren meine Arme, meine Hände, ich hatte sie noch, ich konnte noch etwas Selbständiges tun. Das würde ich behalten, sie würden es mir nicht nehmen können, niemals. Ich war mir sicher. Aber vier Monate waren doch nicht viele Jahre.

irgendwann 1983

Die Räume, in denen ich Richtern begegnete, litten unter der zu niedrigen oder zu hohen Decke, unter der modernen oder historischen Holztäfelung, unter Doppel- oder Butzenglasscheiben, unterschiedlich hohen Sitzen, unter Wänden, Barrieren, Türen. Es war eigentlich nicht Aktenmief, der die Luft beherrschte, sondern eine genaue aktengerechte Definition des Luftgemisches im Gerichtssaal. Diese Akten waren die Herren des Verfahrens, nach ihrer Pfeife tanzte alles, in ihnen manifestierte sich die Justiz. Ohne Akte konnte die Justiz nicht existieren, sie war Fleisch und Blut des Rechts. Die Richter, Protokollführer und Staatsanwälte waren Knechte, aus ihren Mündern kamen die Worte trocken und normiert wie aus Schreibmaschinen und Leitz-Ordnern. Was sollte ich diesen Knechten sagen können?

»Sie sind Tomas Lecorte, geboren, von Beruf, wohnhaft ...«, dabei ein Blick in die Papiere oder auf mich, ob ich mich auch den Angaben der Akte anzupassen bereit zeigte. Nicht nur einmal gab es diese Prozedur, diesen heidnischen Ritus, der das Verfahren eröffnete und dessen tieferer Sinn darin bestand, alle anderen Wirklichkeiten als die der Akten auszuschließen, auszuradieren, zu löschen. Niemand konnte sie zwingen, niemand konnte den Gesetzbüchern im Weg stehen und ihnen mit eigenen Ideen, eigener Logik kommen. Die Richter hörten sich die politischen Erklärungen oder privaten Erläuterungen an und entschieden, ob diese von den Akten verstanden werden konnten. Konnten sie es nicht, verstanden auch die Richter nichts. Man konnte dann ebensogut mit den gestapelten Ordnern direkt sprechen.

Die Stimme blieb mir sowieso stecken, noch bevor sie meinen Mund erreichte, sie wurde dick und schwerfällig, schwach und fremd, denn hier war sie nichts. Sie verschwand zwischen den Drehtüren, Körperkontrollen, Treppen, Türen, Hallen, Gängen des Gerichtsgebäudes. Unter Holzbänken in langen Fluren, wo jedes Geräusch zu laut wurde, in der stickigen Luft, die die Anwesenheit der Anklageschrift und ihres Mundes, des Staatsanwaltes, verursachten. So war das bei den ersten Prozessen, und es wurde langsam besser, über Jahre, als ich mich an die Realität der Prozesse langsam gewöhnte, als Zuschauer oder als Angeklagter. Ladendiebstahl, Sachbeschädigung, Beleidigung, Landfriedensbruch, ich kannte den Verlauf, ich erwartete wenig und erhoffte doch immer noch viel. War ich angeklagt, wurde ich auch verurteilt, ab schuldig oder unschuldig, denn schuldig war ich weniger durch die Tat, vielmehr durch mein Alter, mein Auftreten, meine Feundschaften, meine Kleidung, meine Umgebung. Schuldig war ich, weil ich in Kreuzberg lebte, weil ich ein Hausbesetzer war, weil alle Jugendlichen kriminell sind, weil ich vorbestraft war, und vorbestraft war ich, weil ich vorbelastet war, und so weiter. Im einzelnen löste sich das auf, zerfaserte sich in Aktenlogik, in Argumente, Indizien, Beweisanträge, Vernehmungen, Aussagen oder Aussageverweigerungen. Daß Unschuldsvermutung und Beweiszwang der Anklage nicht mehr als ein freundliches Lächeln wert waren, brauchte mir niemand mehr zu erklären. Daß es keine Gleichheit vor dem Gesetz gab, war keine Erkenntnis, die ich irgendwelchen anderen von der Justiz Betroffenen voraushatte. Das wußten alle, selbst die, die nicht darüber nachdachten. Und was hatte ich auch zu erwarten von dieser Justiz, über die ich mein Urteil bereits gefällt hatte? Was interessierte mich Schuld oder Unschuld, wo keine Richter darüber befanden, sondern nur diese hilflosen Knechte der Aktenrealitäten? Keiner dieser Richter urteilte, sie beurteilten höchstens, und es ging für mich nur um eines: so heil wie möglich hier raus kommen, aus diesem Irrenhaus, das dich entmündigen wollte. Sowenig die Akten an meiner Wirklichkeit oder an Hintergründen oder auch nur am einfachen Geschehen interessiert waren, sowenig interessierte mich die »Wahrheitsfindung« dieser Gerichte.

Da standen Zeugen und logen, ich war hilflos, denn ihnen wurde geglaubt, und ich ärgerte mich, trotz aller Einsicht in die Zwangsläufigkeit der Dinge. Oder ich saß selbst da und log, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und ärgerte mich auch, denn eigentlich wollte ich ja denen da vorne sagen, was für armselige Gestalten sie doch waren. Sie verstanden so oder so nichts. Es war alles ein Theater, anstrengend und aussichtslos. Daß das Strafgericht keine moralische Instanz war, sondern ein Racheinstrument - wer war damit noch in Erstaunen zu versetzen?

Da ließen sie sich aus über mein Vorleben, reihten Bruchstücke aneinander, manchmal erinnerte ich mich selbst nicht einmal mehr daran, wann war ich wo, und dann kam die verfolgte Tat, und die Rede war von »schädlichen Neigungen« und »krimineller Energie« und »erheblichen Bedenken, ob er in Zukunft ...«, und es sollte »hier einmal ganz deutlich gezeigt werden, daß es nicht hingenommen werden kann, daß gewalttätige Straftäter und Chaoten ...«, ein Exempel war fällig, zur allgemeinen Abschreckung, und so weiter. Wir suchten die Berufungsgründe, die Revisionsansätze.

Anstatt ihnen zu sagen, daß ich ihnen kein Recht zubilligte, irgendein Urteil über mich oder andere zu fällen, daß sie für mich keine Kompetenz besaßen, knirschte ich mit den Zähnen, erzählte ihnen dies und das und versuchte, ihnen hier oder dort klarzumachen, worum es ging. Aber es ging ja nicht darum, ihnen meinen Heldenmut zu beweisen. Sie besaßen für mich keine Autorität, ich akzeptierte ihr Urteil nicht, also gab es vor ihnen auch nichts zu rechtfertigen und keine Moral zu verteidigen. Nur mein eigenes Gewissen gebot mir, auch hier den Mund gegen die Aktenrealität aufzumachen. Ich wollte ihnen nicht den Gefallen tun, sich ernstgenommen zu fühlen, indem ich sie als Adressaten meiner Übrzeugungen akzeptierte. Das war nicht der Ort dafür, denn es war das Land der Akten, ihr Land, in dem meine Sprache verhallte. Hier galt es zu entkommen.

Sie verpaßten mir Verwarnungen, Arbeitseinsätze, Geldstrafen, Bewährungsstrafen, rechneten die Untersuchungshaft großmütig an, boten Kompromisse und Deals an, vielleicht weil ihnen meine Augen gefielen oder weil sie möglichst wenig Arbeit mit mir haben wollten. Schließlich war ich wieder draußen, mußte nicht in den Knast, bis zum nächsten Prozeß jedenfalls. Bewährungsstrafen reihten sich aneinander, Haftverschonungsbeschlüsse ebenfalls, mit der Auflage, sich zweimal wöchentlich bei den Bullen zu melden, Monat um Monat. Diesen Zipfel meines Lebens hielten die Akten fest, da ließen sie nicht mehr los.

Mit der Zeit schwand dadurch meine Angst vor den erdrückenden Räumen des Gerichts, hinter deren Fenstern der Knast Moabit stets unübersehbar präsent war. Ich lernte ein wenig von der Sprache der Akten, kannte die Riten und Bräuche, war also nicht mehr verständnisloser, sondern verstehender Zuschauer, was immerhin ein Fortschritt war. Die Abschreckung verblaßte; zwar wirkten die Verurteilungen wie erwünscht, denn jeder kleine Regelverstoß mußte von mir jetzt genau überlegt werden: Sollte ich mich einmischen, wenn Skinheads in der U-Bahn Menschen angriffen.~ Immerhin riskierte ich damit eine Anzeige wegen Körperverletzung, und in meinen Akten standen diverse VorUrteile ... jedes Verfahren gegen mich würde mit einer Schuldvermutung beginnen. Aber die große Verinnerlichung der Bedrohung fand bei mir nicht statt. Die Justiz war ihres Mythos' entkleidet und erwies sich als kalkulierbarer Faktor. Wer brauchte schon Angst vor Akten zu haben? Eigentlich niemand. Eigentlich alle.

August 1983

Als wir erst einmal angekommen waren, lief alles schnell. Die Hochhäuser schlafend. Die Straßen still. Keine Fußgänger. Alles war wie eingefroren, bewegte sich nicht, wartete auf uns. Die Sekunden zogen sich auseinander. Silvio und Isa gingen voraus, ich ein Stück dahinter, ich sah mich um, hierhin, dorthin, es war nichts, ich zitterte. Mein Herzschlag füllte den ganzen Körper aus, mir war heiß geworden, ich ballte die Hände zu Fäusten; jetzt würde es gleich geschehen, wir würden es tun, noch ein paar Sekunden, dann war es soweit, ganz gelassen bleiben, Tomas, gleich tun wir's, da vorn ist es schon. Ich biß die Zähne aufeinander, war mir etwas anzusehen? Die anderen beiden sahen ganz ruhig aus, Silvio stolperte, und die Eisenstange rutschte ihm aus der Jacke, er konnte sie gerade noch auffangen. Ihr Scheppern wäre sicher noch drei Straßen weiter zu hören gewesen. Silvio atmete sichtbar auf. Die anderen waren genausowenig gelassen wie ich.

Vor uns war er, der Flachbau, ein paar Meter weiter nur. Erst die Drogerie und danach die Bankfiliale, große, fahl schimmernde Scheiben, ein paar Laternen spiegelten sich darin. Es war wie in einer anderen Zeit, ein anderer Raum, da war die Bank. Hinter dem Glas Heizkörper, Reklametafeln, Teppichboden, Schreibtische, aufgebaut wie in einer Puppenstube. Wir standen davor. Wir sollten hier nicht rumstehen. Es mußte ganz schnell gehen. Ich atmete tief und unterdrückte das Zittern. Silvio unklammerte die Stange, Isa holte den einen Molli aus ihrer Jacke und stellte ihn vor sich auf den Boden, ich hockte mich neben sie und stellte meinen dazu. Ich nahm das Feuerzeug hervor. Der Himmel hellte schon auf.

»Was ist, machen wir's?« fragte Silvio.

»Los, mach schon«, sagte ich.

Ein Automotor brummte in der Nähe. Silvio senkte unschlüssig die Eisenstange. Ich fummelte an dem Feuerzeug herum; die Handschuhe behinderten mich. Rechts und links war alles ruhig. Das Motorengeräusch verlor sich.

»Jetzt aber«, sagte Isa.

»Komm, mach schon«, sagte ich.

»Soll ich?« fragte Silvio.

»Ja, los, los, mach.«

»0.k., ich mach's.«

»Nun los, mach hinne.«

»Also, es geht los. Alles bereit?«

»Ja, alles klar, los jetzt.«

Rechts und links war alles ruhig. Ich spürte, wie sich alles in mir anspannte. Isa griff ihren Molli. Silvio holte aus und schlug zu. Der Lärm war unglaublich. Er schlug noch mal in die Scheibe. Es krachte und klirrte, die Scherben prasselten herunter. Einen Moment waren wir wie betäubt von dem Krach. Silvio rief etwas, ich verstand nichts, aber jetzt hatte ich das Feuerzeug an, und Isa hielt ihre Lunte dran, das Tuch brannte, sie schmiß das Ding rein. Die Flammen zischten bis zur Scheibe, als der

Molli platzte. Ich wollte meinen anzünden, er brannte nicht richtig, ich hatte die Lunte nicht gut getränkt vorher. Egal. Ich schmiß ihn einfach hinterher, alles war ganz hell plötzlich. Ich stand da und starrte auf das Feuer. Es war hell wie am Tage. Überall Flammen. Isa riß mich los.

»Los, komm weg!« rief sie, irgendwo war ein anderes Geräusch, vielleicht ein Fenster. Wir rannten wie die Bekloppten, um drei Ecken, es brannte, es war zu geil, ich hätte am liebsten gesungen und geschrien. Da war das Auto, wir sausten hin, saßen drin, Silvio würgte den Motor ab, dann aber ging's los, weg waren wir. Die Straßen hatten sich nicht verändert, sie lagen uns stumm zu Füßen und ebneten unseren Fluchtweg. Wir lachten und jubelten und schmissen die stinkenden Handschuhe einfach aus dem Fenster und redeten durcheinander. Es hatte geklappt, das mußte gefeiert werden, ich liebte Isa, und ich liebte Silvio und mich selbst, denn wir hatten es gepackt. Keine Bullen waren zu sehen, bis wir zurück im Kiez waren. Da waren wir. Alles glattgegangen. Der Himmel war hell, als wir ankamen.

Wir frühstückten spät an diesem Tag, die Küche war leer, alle anderen sonstwo unterwegs. Ein Radio gab es nicht, wir mußten also noch warten bis zur triumphalen Siegesmeldung. Wenn es eine gab. Vielleicht verschwiegen sie die Sache ja. Oder es war wieder ausgegangen. Nein, dazu hatte es zu stark gebrannt. Den Laden konnten sie vergessen.

»So, und jetzt machen wir 'ne Erklärung«, verkündete Silvio großsprecherisch und vollmundig.

»Was, ernsthaft?« fragte Isa.

»Natürlich«, sagte ich, »zum Beispiel so: Heute haben wir mit dem Kampfkommando Christian Klar die West-Berliner Counter-Insurgency-Zentrale angegriffen ...«

»Genau, hoch-die-nieder-mit«, sagte Isa kauend.

»Unter der Führung von Ernst Aust wird der Senat hinweggebraust!« skandierte ich.

»Nee, ganz ernsthaft«, sagte Silvio, »ich meine, wir sollten was schreiben.«

»Hä, wieso denn?« sagte Isa. »Die Sache ist doch völlig klar. Die haben ein Haus geräumt gestern, für jedes geräumte Haus kriegen sie 'ne Rechnung präsentiert, das verstehen doch alle. Was willste denn da noch zu schreibende«

»Für jede Räumung eine Million Sachschaden, haben wir mal gesagt«, ergänzte ich, »und das reicht doch wohl.«

»Naja, schon«, sagte Silvio, »aber trotzdem. Schaut mal, wir könnten doch was zur Deutschen Bank schreiben, was die für Schweinereien macht und so.«

»Könnten wir schon, hm, aber da müßte man erst mal nachsehen. Ich meine, was die nun wirklich genau alles machen«, sagte ich.

»Das wissen wir doch«, sagte er, »hier finanzieren sie Atomkraftwerke und so'n Kram, und nach Südafrika schieben sie ihr Geld rüber, und in den Großunternehmen sitzen sie auch drin, Rüstungsindustrie, das reicht doch aus.«

»In welchen Großunternehmen denn?« fragte ich.

»Na, Großaktionär bei Daimler und bei Kraus-Maffei, die machen zum Beispiel Panzer, und bei Holzmann, die bauen an der Startbahn in Frankfurt mit, und bei Karstadt und bei VEW, das sind die Elektrizitätswerke von Westfalen, und noch bei viel mehr solchen Dingern.«

»Also, ich weiß nicht«, sagte Isa, »ich find so was nicht nötig. 'Ne gute Aktion ist doch grade 'ne Aktion, wo du nichts zu schreiben brauchst. Eine, die sich von selbst erklärt.«

»Bei Banken mußt du doch sowieso nichts mehr groß sagen«, erwiderte Silvio, »das versteht doch heute jeder, daß es gegen Banken geht. Alle haben doch was gegen Banken.« »Ob deswegen alle gleich Anschläge gut finden ...« sagte ich. »Nicht gut, von mir aus, aber da mußt du nicht mehr viel rechtfertigen, daß so was abgebrannt gehört. Aber da muß doch mehr dazu gesagt werden. Damit die Leute mal kapieren, daß es um mehr geht als so 'ne lausige Bankfiliale und hunderttausend Mark Schaden. Den zahlt wahrscheinlich eh die Versicherung. Allianz, übrigens, da steckt die Deutsche Bank auch mit drin.«

»Aber du kannst doch in die Erklärung schlecht reinschreiben: Alles nur symbolisch, eigentlich meinen wir dies und das. Auch wenn's so ist, es klingt komisch«, sagte Isa.

»So was wie unser Teil ist symbolisch, sicher«, sagte ich, »da muß schon mehr passieren, um wirklich Schaden anzurichten.«

»Ob's das überhaupt schon mal gegeben hat?« fragte Silvio. »Vielleicht, als die RAF damals den Computer der US-Army erwischt hat, der die Bomberflüge für Vietnam gesteuert hat ... So was sind Ausnahmen. Irgendwann klappt's ja vielleicht mal, hier wirklich etwas Wichtiges zu zerstören. Aber jetzt isses nichts anderes als eine Form von Öffentlichkeitsarbeit, und deswegen find ich's gut, mehr dazu zu sagen. Weil du da 'ne Chance hast, etwas zu vermitteln, verständlich zu machen.«

»Daß die Deutsche Bank ein Haufen Mist ist, gut«, sagte ich, x aber wenn die Leute was gegen Banken an sich haben, dann wissen die das schon. Da brauch ich's ihnen nicht mehr zu sagen.«

»Ja, aber die meisten wissen doch gar nicht genau, warum«, widersprach Isa jetzt. »Denen muß erst mal gesagt werden, was die Typen da für Dreck am Stecken haben. Und die Deutsche Bank ist ja nun echt ein Paradebeispiel, weil die nun mal fast überall, bei jeder Sauerei, mitmischen. An anderen Stellen ist das nicht so einfach. Da mußt du dann einfach was zu schreiben, um die aus ihrer Anonymität rauszuholen. Aber hier ...«

»Hauptsache, die Leute verstehen es«, sagte ich, »und es ist nicht so ein abgehobenes Gequatsche wie von der RAF. Da könnten sie ja die Erklärungen im Fernsehen zeigen, weil die eh nur abschrecken und alle denken, hier sind die vollen Spinner am Werk.«

»Von mir aus schreib was«, sagte Isa, »aber ich glaub nicht, daß es viel bringt. Ich les die Erklärungen in der >Radikal< auch, gut, aber da steht ja auch immer dasselbe drin, und das klingt auch so, als ob es nur für uns geschrieben ist. So, wie die RAF-Erklärungen eben klingen, als wenn sie nur für die eigenen Leute gemacht sind. Ich meine, wer soll denn die Sprache sonst verstehen, unsere genauso? Wer kriegt so was überhaupt sonst zu lesen? Omi Meier von nebenan bestimmt nicht.«

»Vielleicht nicht«, sagte Silvio, »aber wenigstens diese Linken, die >taz< lesen oder so was, so Leute, die jetzt noch gewaltfrei sind. Die müssen ja auch mal überzeugt werden, daß das mit der Gewaltfreiheit auf die Dauer nichts bringt.« »Das kapieren die immer noch am besten, indem sie selbst was erleben«, sagte ich, »aber nicht, weil sie was Kluges lesen. Sonst müssen die ganzen Intellektuellen ja längst alle voll revolutionär sein. Mit Schreiben überzeugst du keinen.« »Glaub ich aber doch«, sagte Silvio, »es ist möglich, und wenigstens müssen wir's versuchen. Auf jeden Fall,

damit klar ist, daß wir uns was dabei gedacht haben und nicht so blindlings losgeschlagen haben.«

»Also, ich hätte auch 'ne Berliner Bank genommen«, sagte Isa.

»So meinte ich das ja auch nicht«, sate Silvio. »Also, ich schreib was, und dann seht ihr euch das mal an. Ich schreib was von den Räumungen und daß sie sich nicht einbilden sollen, daß hier Ruhe herrscht, wenn sie die Häuser abgeräumt haben. Und daß die ganzen Verhandlungen um Legalisierung nur ein Versuch sind, uns ruhigzustellen und zu befrieden und uns in den Häusern mit Selbsthilfe zu beschäftigen, damit wir nicht mehr zum Krawall machen kommen. Und daß die Häuser eh nur ein Teil sind, ein kleiner Teil von dem ganzen Kampf, und daß es schon immer um viel mehr gegangen ist als um die Häuser, undsoweiter. Und dann was zur Deutschen Bank, wo die drinsteckt, in was für Sauereien, und daß sie dafür viel mehr verdient hat als nur so 'nen kleinen Brandanschlag. In Ordnung? «

»Mach ruhig«, sagte ich, »von mir aus.«

»Aber schreib nichts drunter«, sagte Isa, »oder jedenfalls nichts so Angeberisches von wegen Kommando oder Gruppe oder so ein Scheiß. Ich kann das nicht ab, diese Protzerei.« »Wie du befiehlst«, sagte Silvio, »ich mach das nachher. Jetzt müssen wir erst mal zu Ende feiern. War ja sozusagen 'ne Premiere, und dafür isses doch prima gelaufen. Es fehlt nur der Sekt.«

»Arbeiter, meide den Schnaps«, zitierte ich, »halte dich lieber an Sekt. Wir haben leider keinen, du mußt dich mit Kaffee begnügen.«

»Was meint ihr«, sagte Isa, »ist doch alles ohne Probleme abgegangen oder?«

»Alles eins a gelaufen«, sagte ich, »ich sage euch, ich hätte nicht gedacht, daß das so locker geht. Und wenn mir das jemand vor 'n paar Jahren prophezeit hätte ...«

»Na, ich dachte ja schon lange, daß es mal fällig ist«, meinte Isa, »aber da fehlte immer so der letzte Kick bei mir.«

»Daß es passieren müßte, war mir auch schon länger klar«, sagte ich, »logisch, so rein theoretisch, im Kopf. Wenn du erst einmal gut findest, was andere machen, ist es ja mehr 'ne Frage der Zeit, bis du es auch mal probierst. Ist nur konsequent, vor allem, wenn mit Massenmilitanz nicht mehr viel los ist. Irgendwo muß der Widerstand ja weitergehen.«

»Meinst du, daß Anschläge ein Ersatz sind für Massenmilitanz?« fragte Silvio. »Das finde ich überhaupt nicht. Das gab's doch schon immer nebeneinander. So, wie es in El Salvador 'ne Guerilla gibt und gleichzeitig Demos.«

»Da gibt es aber nicht mehr viele Demos, weil da nämlich gleich reingeballert wird mit scharfen Waffen«, sagte ich, »und in so 'ner Situation hast du natürlich keine Wahl mehr, wenn du militanten Widerstand leisten willst. Kannste aber doch mit hier nicht vergleichen. Hier gibt's keine Guerilla, gut, die RAF nennt sich so, aber ohne Massenbasis kann doch von >Guerilla< keine Rede sein. Und wenn hier Anschläge laufen, dann deswegen, weil einzelne Leute sich von der Massenbewegung, von der Militanz auf der Straße, wegentwickeln. Bei vielen ist das 'ne rein persönliche Angelegenheit. So meinte ich das gerade.«

»Ja, du siehst einfach, mit Randale schaffst du es nicht, oder es wird immer schwieriger und immer riskanter. Da versuchst du's halt so«, sagte Isa.

»Na, ich denke, das eine ohne das andere bringt nicht viel«, sagte Silvio.

»Das denke ich auch«, sagte ich. »Entscheidend ist doch eins, wenn die Schranke im Kopf erst mal gefallen ist, was die Formen von militanter Politik angeht, dann ist es eigentlich unwichtig, ob du Anschläge machst oder Krawall. Das mit den Anschlägen scheitert bei vielen eh nur daran, daß sie es nicht geregelt kriegen, so was vorzubereiten.«

»Von wegen fallenden Schranken«, erwiderte Isa, »da würde ich aber trennen zwischen Anschlägen wie unserem und Schüssen von RAF oder so. Da gibt's für mich noch 'ne ziemlich wichtige Schranke dazwischen, und die will ich auch behalten.« »Verstehen tu ich es schon, was die RAF macht«, sagte Silvio, »die sind eben absolut konsequent, die sagen, das hier muß alles weg, mit allen Mitteln, da gibt's keine Kompromisse mehr.«

»Ja, Schwein oder Mensch, und so«, sagte ich, »also da sind die doch wirklich etwas abgedriftet. Sehen überall allmächtige NATO-Strategen und geheime Kriegszustände und verlieren völlig den Blick für den Normalzustand.«

»Sie reden halt für sich und für die Anti-Imps«, sagte Isa, »und der Rest der Leute ist ihnen egal. Von denen erwuten sie, daß sie die Texte einfach verstehen, oder sonst sind sie Schweine oder so was. Ich möchte mal wissen, was da für 'ne Strategie dahinter sein soll.«

»Die gibt es bestimmt«, sagte Silvio, »nur, die haben sich selbst in 'ne ganz andere Richtung entwickelt, und zwischen denen und dem Rest der Welt gibt es praktisch keine Brücken mehr. Die haben 'ne eigene Logik, und die versteht eben kaum noch jemand außerhalb. Aber trotzdem, ich fühl mich denen immer noch mehr verbunden als irgendwelchen Gewaltfreien. Immerhin versuchen sie, gegen den ganzen Scheiß hier zu kämpfen, und riskieren dabei alles. Die Gewaltfreien labern nur dumm rum und machen im Endeffekt nichts.«

»Mehr verbunden vielleicht«, sagte ich, »aber auch nicht mehr als das. Wenn da Leute umgeknallt werden, also moralisch ist das nicht das entscheidende Problem für mich, weil es irgendwann auf jeden Fall Tote gibt. Eine Revolution ohne Tote und Blut, davon hab ich vor Jahren vielleicht mal geträumt, aber das gibt's einfach nicht. Aber so weit ist es ja noch lange nicht, und es ist doch was anderes, jetzt Leute zu erschießen. Mal hier, mal da, und warum dieser, warum jener? Einfach sagen >es ist Krieg< und dann loslegen, das ist ja wohl zu einfach. Aber so machen sie's. Du kannst doch nicht alle Amis locker zu Feinden erklären, mit Kind und Kegel, nur weil es bei denen so viele Schweine gibt. Wenn du schon jemanden umlegst, jetzt, wo 'ne Revolution ziemlich weit weg ist, mußt du verdammt schwerwiegende Gründe haben. Das muß schon jemand sein wie Somoza in Nikaragua oder Pinochet in Chile oder meinetwegen auch F. J. Strauß oder ein Neo-Nazi-Führer wie der Kühnen, das fänd ich ja noch in Ordnung. Wobei da natürlich noch die Frage ware, ab das 'ne taktisch sinnvolle Eskalation ware.

Aber wo hat sich die RAF denn mal einer solchen Diskussion gestellt?«

»Ich finde das überhaupt keine taktische Fage«, sagte Isa, »für mich ist das ganz klar, daß du keine Menschen töten darfst. Ich finde, das müßte absolut klar sein, daß so was nicht läuft, daß das 'ne absolute Grenze ist für alle Militanz. « »Naja, jedenfalls so wie es hier heute aussieht.«

»Nee, überhaupt.«

»Und wenn's mal wirklich abgeht?« fragte ich. »Ich meine, wenn hier der Bürgerkrieg tobt, wenn die Revo losgeht, dann passiert es, da kannst du dich auf den Kopf stellen.« »Na gut, vielleicht, aber das ist noch weit weg«, sagte Isa. »Ich meine jetzt den Widerstand, das, was wir hier die ganzen Jahre

machen, was hier seit achtundsechzig läuft. Seit damals, finde ich, gab es keine Situation, wo wir hätten jemand töten dürfen. Weil das echt der allerletzte Ausweg ist, den es nur gibt.«

»Finde ich ja auch«, sagte Silvio, »nur, es gibt eben verschiedene Meinungen, wo dieses >Allerletzte< anfängt. Kommt ja auch drauf an, was du eigentlich willst. Wenn du zum Beispiel nur Nutzungsverträge für die Häuser erreichen willst, kannst du schon fast aufhören mit dem Widerstand - die Verträge wirst du wahrscheinlich bekommen. Aber wenn es um mehr geht, wenn du darüber hinaus willst, mußt du mehr machen, und dann haste auch mehr Gegenwind. Am meisten, wenn du hier alles umstürzen willst.« »Also, wie es heute aussieht«, sagte ich, »fängt das >Allerletzte< eindeutig erst bei Notwehr an. Und bis das sich ändert, wird es noch lange dauern, da bin ich sicher.« »D'accord«, sagte Silvio, »völlig d'accord. Ich finde es politisch gesehen auch daneben, wenn die RAF einen umschießt. Obwohl ich mich auch freue, wenn's mal ein richtiges Schwein erwischt, so wie Buback oder Schleyer oder so jemanden ... Aber egal: Es ist falsch, so was heute zu machen. Ich mag nur nicht, wenn das so absolut gesagt wird, so, als ob es völlig unmöglich wäre, jemanden zu töten. Ich glaube, das kann schneller gehen, als man so denkt. Diese ganze Moral, von wegen niemanden töten, keine Gewalt, das ist doch was für bessere Zeiten, für Leute, die es sich leisten können, weil sie nichts zu befürchten haben, denen es gut geht.«

»Was erzählst du uns das?« fragte Isa. »Wir sind nicht gegen Gewalt, Silvio, sondern gegen Mord oder gegen Hinrichtung, oder wie immer du das nennst, wenn's um Revolution geht. So was ist einfach unwürdig.«

»Und ich bin nicht wegen der Moral dagegen«, sagte ich, »da rennst du bei mir offene Türen ein. Daß diese Gewaltfreiheits-Moral scheinheilig ist, ist mir schon lange klar. Es geht mir darum, daß Töten nicht so was ist, was man mal eben macht; es ist der letzte Schritt, und du mußt sehr genau überlegen, wofür es sich lohnt, wann es berechtigt ist. Ich glaub schon, daß es Rechtfertigungen gibt, verstehst du, aber die schüttelt niemand aus dem Ärmel, und die RAF schon gar nicht.«

»Und von uns auch niemand«, sagte Silvio, »das dürfte klar sein. Drum zünden wir auch nur 'ne poplige Bank an. Die Frage ist nur, wer rechtfertigt es denn, das Töten?«

»Kein Mensch eigentlich«, sagte ich, »ich denke, das kann nie allein von einzelnen Personen oder 'ner Gruppe entschieden werden. Da muß eine Moral existieren, eine revolutionäre Moral, die Maßstäbe setzt, höhere Werte sozusagen. Die zum Beispiel sagt, daß Menschen, die für Folter oder Massenmord verantwortlich sind, getötet werden dürfen - nicht hinterher als Strafe, sondern währenddessen, meine ich. Das wäre dann zum Beispiel keine Todesstrafen, sondern eine Art Notwehr.«

»Ne komische Notwehr«, sagte Isa.

»Aber wie soll's denn sonst gehen?« fragte ich. »Der ganze Humanismus ist ja gut und schön, und die ganzen Ideale von Gewaltfreiheit und persönlicher Unversehrtheit sollten eine Hauptstütze der revolutionären Moral sein, finde ich. Aber was bedeutet dieser Humanismus, der heute offiziell immer gepredigt wird, denn in Wirklichkeit? Entweder ist er zynisch und berechnend, oder er duldet durch seine Tatenlosigkeit dauernd Mord und Totschlag und alles, und dazu wird gejammert, aber bloß die eigenen Hände nicht schmutzig machen! Ganz zu schweigen von dem ganzen christlichen Betrug, da fallen mir erst mal Waffensegnen und Scheiterhaufen ein. Also, welche bessere Moral siehst du, Isa?«

»Weiß nicht«, sagte Isa, »wahrscheinlich gibt es überhaupt keine Moral. Was ist überhaupt Moral? Ist doch dummes Zeug.«

»Ich schreib’s an jede Wahand, neue Werte braucht das Land«, trällerte Silvio und räumte den Tisch ab. »Am besten warten wir den großen Krieg ab und hoffen, daß sie sich gegenseitig killen, die ganzen Schweine.«

»Da kannst du lange hoffen«, sagte ich, »die sitzen nämlich in ihren Bunkern, und wir sind es, die krepieren.«

»Die machen eh keinen Krieg«, sagte Isa, »so dumm sind die gar nicht.«

»Eben, sind sie nicht. Die machen es umgekehrt, die warten, bis wir uns gegenseitig ausdiskutiert haben«, sagte Silvio, »und dann fegen sie gemütlich die Reste zusammen.« »Wir werden uns nie ausdiskutiert haben«, sagte ich, »eher steht die Erde still.«

»Und deswegen bringen wir auch nie wirklich was zustande«, sagte Silvio. »Wie ich uns kenne, werden wir noch über Moral und Tod palavern, wenn wir alle im Konzentrationslager sitzen und im Krematorium der Ofen glüht.«

August 1989

Wenn ich an Silvio dachte, dachte ich an die vielen gemeinsamen Nächte im Auto. Mit Isa unterwegs nach Süden, ein paar verrückte Tramper hinten drin, die nicht wußten, wo sie waren oder wo sie hinwollten. Die Wolken zogen hoch über den Bergen dahin, die Welt draußen war seltsam fremd, verschneit, entfernt, die Musik war laut, wir rauchten viel und gehörten zusammen. Ich döste beim Fahren, sah komische Tiere auf der Straße sich bewegen, und Silvio neben mir sah sie auch, aber da waren nur die Straßen und fremdartige Wegweiser und Straßenschilder, und die Dunkelheit neben uns schien wie eine Mauer, aber es waren nur Felder und Himmel, und die Straße vor uns lief immer weiter geradeaus, verschwand in Senken, tauchte wieder auf, gerade, soweit das Licht reichte.

Zurück in Berlin, fuhren wir zu zweit sinnlos durch die Stadt, drehten die Musik auf, nahmen Leute einfach so mit, fuhren, wohin sie wollten, sahen uns um, manches war interessant, anderes langweilig, das war nicht wichtig. Oder wir bereiteten eine Aktion vor, saßen in einem parkenden Auto, achteten auf die Uhrzeit, auf die Zeiten des Wachschutzes, kämpften gegen die Müdigkeit an und starrten auf irgendeinen bedeutungslosen Punkt, eine Eingangstür, ein Fenster, ein Gitter.

Silvio machte Musik und verbrachte immer mehr Zeit am Baß, und seine Musik und die dazugehörige Gruppe wurden irgendwann wichtiger als wir. Vielleicht gab es die Gruppe gar nicht mehr, oder er machte woanders Musik, ich wußte es nicht. Er hatte noch keinen Brief in den Knast geschickt. Vielleicht machte er ja auch wieder militante Aktionen, nur mit anderen Leuten. Seit er vom hinteren Dorf Kreuzberg 36 ins vordere Dorf Kreuzberg 61 gezogen war, sah ich ihn kaum. Es sollte doch tatsächlich Leute geben, die gar nicht mehr aus dem 36er-Kiez von Kreuzberg herauskamen, für die eine Fahrt ins westlichere Kreuzberg schon eine richtige Reise war. Silvio war natürlich nicht so, ein Auto hatte er irgendwie immer gehabt.

Im Sommer hatten wir immer auf dem Heinrichplatz gesessen und etwas gegen Touristen ausgeheckt. Nichts richtig Bösartiges, schließlich waren die ja auch keine richtigen Bösewichte, aber sie waren doch lästig. Auf der Oranienstraße kamen sie dir in Herden entgegen, mit Stadtplänen bewaffnet, die Köpfe in den Nacken gelagert zwecks Betrachtung der Häuserfassaden, den Gehsteig komplett blockierend. Da gab es kein Ausweichen, durch solche Gruppen wurde sich gnadenlos hindurchgearbeitet, nebenbei sprachen wir laut darüber, wie gefährlich es hier für Touristen werden könnte. Mittags, wenn die letzten Reisebusse kamen, beschmissen wir sie gerne mit altem Obst oder irgendwelchem Müll oder manchmal auch Farbbeuteln. Wenn in Berlin der Tourismus nieste, bekam zumindest die »Morgenpost« Schnupfen, und das war doch durchaus erstrebenswert. Wir brauchten nicht mehr zu tun, als vor einer Kneipe in der Sonne zu sitzen und gemütlich Kaffee zu trinken, und wenn dann ein Bus kam, fand sich schon etwas zum Werfen.

Das war Silvio irgendwann zu kindisch geworden, und er meinte, entweder wir haben wirklich etwas gegen die Touris, und dann sollten wir mehr gegen sie machen, oder wir lassen den Blödsinn. Ich wollte nicht so konsequent sein, mal ganz davon abgesehen, ob er es selber wirklich so konsequent meinte. Ich sagte auch weiterhin armen verirrten Pärchen den richtigen Weg zur O-Bar und schickte alte schwäbische Ehepaare, die nach dem »Türkenviertel« fragten, möglichst weit weg, und ich konnte einen Bus der »Bären-Stadtrundfahrt« genausogut anzünden wie in Ruhe lassen, es gab wirklich Schlimmeres. Natürlich, es war ein großer Erfolg der Besetzerbewegung gewesen, das Tourismus- und Investitionsklima Westberlins negativ beeinflußt zu haben, aber das war eben ein angenehmer Nebeneffekt des Aufruhrs und nicht eine lockende Hauptaufgabe. Silvio sagte, richtig machen oder gar nicht machen, und das bedeutete gar nicht machen, was bei der Wahl oft das bessere ist. So war Silvio über die Jahre immer einer, der mal was mitmachte und mal nicht, ohne daß ich im einzelnen genau wußte, wo es für ihn langging. Und nach der letzten größeren Sache, die wir zusammen

gemacht hatten, war es dann auseinandergegangen. Er hatte eigentlich mit niemandem richtig Streit gehabt oder ernsthafte Probleme, aber für ihn ging es einfach woanders weiter.

Und jetzt saß ich hier - im Knast - und dachte zum ersten Mal seit langem wieder an ihn, weil ich an unsere erste Aktion gedacht habe, und mich wunderte, warum er eigentlich noch nicht geschrieben hatte. Das war ziemlich wichtig, auch wenn ich es mir nicht gern eingestand: Wer wenig Briefe schrieb, wurde unwichtiger und entfernte sich nach und nach. Ein bißchen war es das Gefühl: »Jetzt zeigt es sich, wer deine wirklichen Freunde sind.« Obwohl mir klar war, wie blödsinnig das war, weil nun mal manche Leute einfach Schwierigkeiten mit dem Schreiben hatten und andere nicht schrieben, weil sie die Postüberwachung durch Staatsanwaltschaft und Staatsschutz fürchteten. Woran aber sollst du dich sonst orientieren, wenn du nur Briefe und ab und zu Besuch hinter der Scheibe hast? Du zählst die Briefe, auch wenn du dich vielleicht dafür schämst.

Es wurde alles sehr zäh. Es gab nichts Neues mehr, das Altbekannte zerrte mich nach unten, ich mußte mich anstrengen, um wenigstens gerade zu sitzen, auch innerlich betrachtet. Was zehn Tage so war, konnte auch hundert, tausend, zehntausend Tage so weitergehen. Wer fragte nach uns, nach dem Knast, nach Genotec, nach der Staatsanwaltschaft beim Kammergericht? Es gab nichts zu tun, und zu lesen gab es auch nicht viel. Alte Bücher waren aktueller als Tageszeitungen und lösten mehr Gedanken aus als Diskussionspapiere und Stellungnahmen zu politischen und sonstigen Ereignissen. Und was ich selbst schrieb, als Gefangener und darum mit besonders gewichtiger Stimme, kam mir genauso schlapp und unwichtig vor. Es war etwas um sich festzuhalten, und das bedeutete, daß die Füße nicht mehr sicher standen; davor hatte ich Angst. Die Sprache wollte sich mir entziehen, deshalb schrieb ich soviel wie möglich, um in Übung zu bleiben, und las es mir selbst laut vor. Etliches davon nahmen sie natürlich bei ihren immer wiederkehrenden Zellenrazzien mit, aber auch das geschah noch lustloser als zu Anfang. Wir waren schließlich nicht RAF oder Bewegung 2. Juni, sondern nur ein Häuflein Berliner »Chaoten«, darum wurden wir nur einem kleinen Teil des verfügbaren Terrors ausgesetzt, der für »Terroristen« stets bereitgehalten wurde. Immerhin blieb mir ein Trost: Was ich geschrieben hatte, würden die ganzen Staatsschützer nicht verstehen können; nicht, weil es so genial war, sondern weil sie keine Übersetzer hatten, die Äpfel in Birnen übertragen konnten.

irgendwann 1985

Alles, was wir sagten, war falsch. Falsch, weil es Stückwerk war. Es war Gestammel in den Ohren Fremder, denn es war nicht unsere Sprache, und es war so unvollständig. Wie sollten wir in wenigen Sätzen etwas erklären, das so voller Widersprüche war zur herrschenden Normalität? Es gab keine Normen, keine verbindlichen Grundwerte, auf die sich unsere Worte beziehen konnten. Also mußten wir die Werte schaffen, sie den anderen erklären. Aber wo wir auch ansetzten, stets basierten diese Werte auf anderen, noch tieferen Grundlagen, die auch geändert werden mußten, und so weiter. Viele von uns gruben nicht weiter und begnügten sich mit dem Stückwerk, oder glaubten, bis zum Grund vorgestoßen zu sein, und wir versuchten, den Nachthimmel einer Blinden zu beschreiben. Schau, sagten wir, oder vielmehr, steil dir vor, am Himmel sind lauter Sterne ... Was meint ihr mit Himmel? Was sind Sterne? fragte sie.

Jedesmal, wenn ich mit anderen sprechen wollte, mit denen, die nicht von uns waren, spürte ich die Schleusen sich öffnen. In mir stapelten sich die Worte, alles mußte gesagt werden, angefangen bei Null, denn sonst konnte es niemand verstehen. Eine riesige Masse durcheinanderwimmelnder Begriffe sammelte sich in meinem Mund, füllte ihn an, so daß ich nichts Vernünftiges mehr zustande brachte, wuchs in meinem Brustkorb und drückte die Lungen zur Seite, um sich Platz zu schaffen. Alles mußte raus, und jeder Satz, der nicht alles beinhaltete, mußte an irgendeiner Stelle falsch sein. Wir seien eine Jugendbewegung? Es war ja richtig, eigentlich, auch wenn wir bei »jung« eher an unsere eigene Vergangenheit dachten (wie alle Menschen jeden Alters), weil es ja auch unsere Jugend war, unsere Ehern, die Schule, das »erwachsene« Leben, um das es ging, gegen das es ging. Aber gegen das es nicht eigentlich ging, sondern weil es ein Teil war von dem Größeren, und darum war es falsch, von der Jugendbewegung zu reden. Und außerdem war die »Jugendbewegung« ein Begriff der anderen, den sie benutzten, um damit Vorstellungen wie Unreife, Verantwortungslosigkeit, fehlende Ernsthaftigkeit, Unwissenheit zu verbinden und uns damit zu demütigen. Das konnten wir nicht dulden. Und wenn wir nicht für halb unzurechnungsfähig erklärt wurden, waren wir gemeingefährliche Verbrecher. Linke, Liberale, Rechte, sie waren sich einig. Es konnte, durfte keine Menschen geben, die im vollen Bewußtsein ihrer Worte sagten, was wir sagten. Es mußte umgedeutet, interpretiert, verbogen werden, mußte auf die herrschende Sprache zurechtgestutzt und verdaut werden, bis es auf ein für die Realität erträgliches Maß gebracht war. Was wir versuchten zusammenzubringen, wurde auseinandergerissen, und was wir zu trennen versuchten, wurde vermischt bis zur Unkenntlichkeit. Ständig waren wir damit beschäftigt, nicht nur mit der unlösbaren Aufgabe, alles zu sagen, was wir zu sagen hatten, sondern auch damit, gegen die ganzen Lügen und Verdrehungen anzukämpfen, die uns und unserer Sprache entgegengesetzt wurden. Eingesponnen in dieses Netz aus Argumenten, Beschimpfungen, Haß, Angst, Vermutungen, Unterstellungen, Lügen, Wahrheiten, verloren wir den Überblick und verzettelten uns. Die Worte wurden alt, schwach und bedeutungslos, und wir mußten so viele aneinanderreihen, um etwas auszusagen, so viel mehr, als wenn wir mit unseresgleichen sprachen. Die Nestwärme der eigenen Sprache war verlockend, die andere Seite war grau und mühselig, und zu selten bot sie Erfolgserlebnisse, denn am Ende blieben trotz aller Worte so oft Ratlosigkeit und Unverständnis. Die Gespräche, Diskussionen, Streitereien verloren sich, blieben stecken, führten zu nichts, und danach war nichts klarer, eher unklarer. Zurück blieb das Gefühl, das Richtige nicht sagen zu können, weil die Sprache überall Haken schlug und sich entzog, und nur Bruchstücke übermittelt zu haben, die mißverständlich waren. So überzeugten wir uns schließlich selbst davon, darauf sowieso keinen Bock mehr zu haben, oder erklärten es als objektiv sinnlos. Es war wie das Reden gegen Wände, das Reden gegen die Schaufensterscheiben, die weg mußten. Wir bekamen nur unsere Worte zurück, gespiegelt, ohne Wirkung, deshalb mußten die Scheiben weg, also mußten Steine her.

Es ging ganz schnell, die Richtung zu wechseln. Es waren wenige Wochen, die Wochen, nachdem die Scheiben der Commerzbank gefallen waren, und so viele Scheiben danach, vor mir und in mir, und schon hatte die Sprache sich gewandelt, und die Menschen waren andere geworden. Die, mit denen ich gerade noch hatte sprechen können, waren fremd geworden, verfolgten seltsame Pläne, lebten groteske Leben, redeten unverständlich. Sie forderten von mir Rechtfertigungen, Begründungen, und kamen nicht auf die Idee, sich selbst vor mir zu rechtfertigen. Wie absurd! Sie waren normal geblieben, aber ich war komisch geworden? Sie lebten in dem ganzen Ekel, arrangierten sich, zogen keine Konsequenzen. Sie meinten, es genüge, hier und da empört zu sein oder auch mal - im äußersten Falle - eine Bürgerinitiative zu gründen, oder zu wählen, alle vier Jahre, und ansonsten ruhig am eigenen Überleben zu basteln. Sie fanden auch nicht alles in Ordnung, natürlich, aber was konnte man schon ausrichten ... Sie wollten sich auf die Straßen vor LKWs setzen, auf denen die Raketen transportiert wurden, in deren Kalkulation einzelne Menschen zu weit hinter dem Komma standen, um noch mitgerechnet zu werden. Sie wollten diskutieren mit denselben, die Zyklon B und Tabun als Edelgase betrachteten, die die Konzentrationslager mangels akutem Bedarf eingemottet hatten, die in ihrer jugendlichen Unschuld der späten Geburt sich vorgenommen hatten, aus der Vergangenheit zu lernen und es beim nächsten Mal geschickter anzupacken als der GröFaZ und seine ganz normalen Kumpane. Oder sie beklagten sich bitter beim Grundgesetz über jene letzteren und blieben dabei doch dem alten Grundsatz der Sozialdemokratie treu, der besagt, daß die Gegner auf der rechten Seite, Wirtschaft, Militär, Parteien, bis zuletzt fair und »rechtsstaatlich« behandelt werden, zur Not auch Faschisten, während nach links keine Rücksichten genommen werden. Sie schrieben und redeten, diskutierten und protestierten, und dabei paddelten sie nur in dem reißenden Strom herum, der sie weiter mit sich nahm. Und vor ihnen sollte ich mich rechtfertigen?

Ich wartete statt dessen auf ihre Antworten. Sie kamen nicht. Ich schwamm nicht gegen den Strom, ich hatte den Strom verlassen, und das machte mich schuldig in den Augen der Mittreibenden. Ich mußte mich erklären, nicht sie, egal, wie der Strom aussah und wo er hinführte, denn ich hatte Sitte und Moral einer jeden Strömung beleidigt. Meine Forderungen galten nichts und wurden überhört. Die Gewaltfrage wurde mir vor allen anderen Fragen gestellt, und danach kamen oft keine Fragen mehr.

Da waren die einen. Wer Gewalt anwendet, hat keine besseren Argumente, sagten sie. Gewalt ist Sprachlosigkeit, sagten sie. Sie meinten damit, daß sie uns nicht verstanden hatten, unsere Sprache und unsere Argumente. Und oft hatten wir es ihnen leicht gemacht, sich so davonzustehlen, denn wir waren ungeduldig, die Worte liefen uns weg, die Zeit lief weg, alles war tausendmal gesagt und hatte sich trotzdem nicht geändert. Gab es irgendein Argument, das nicht schon bis zum Abwinken vorgebracht worden war? Und war es nicht ebensooft beantwortet worden? Dann besser nichts mehr sagen, sondern handeln.

Die Antwort darauf kam postwendend: Gewalt überzeugt niemanden, im Gegenteil, schreckt ab, nützt nur den politischen Gegnern. Die das sagten, konnten, trotz ihrer Gewaltlosigkeit, uns nicht überzeugen. Es ging ja sowieso nicht darum, durch Gewalt zu überzeugen. Wer das glaubte, hatte nichts verstanden. Gewalt war nicht das Argument, sondern seine Konsequenz, das Ausrufezeichen am Ende des Satzes, aber nicht sein Gehalt. Natürlich war beides eng miteinander verbunden - das eine ohne das andere schien uns Stückwerk zu sein, sinnlose Gewalt oder folgenloses Gerede. Dabei hatte es auch einen bestimmten Sinn, daß wir nicht von Gewalt sprachen, sondern von Militanz. Denn dieser Begriff stellte eben die Verbindung von Argument und Gewalt her, und darüber hinaus von Argument und Konsequenz, er verband das radikale Nicht-Hinnehmen der herrschenden Zustände mit der Handlung. Dabei sollte die rohe Gewalt selbst diszipliniert werden, sie sollte uns zum Elefanten werden, der uns trug und auf ein Zupfen am Ohr hin gehorchte. Insofern war die Gewalt gegen die Zustände weniger taktisches (oder gar pädagogisches) Element als notwendiger und gewollter Bestandteil unserer Moral - das konnten viele, gerade gemäßigte Linke, nicht verstehen. Ob Militanz als beispielhafte Konsequenz wirklich nicht »überzeugend« sein kann?

Wir erlebten oft das Gegenteil. Und was die Abschreckung betraf: Da kannten wir einige, die in der Tat abgeschreckt werden sollten. Die Verantwortlichen und ihre Sachzwänge und Realitäten wollten wir schrecken. Sie sollten Angst haben, daß diese Militanz nur ein Anfang sein könnte. So vergleichsweise unbedeutend unsere Militanz war, verglichen mit der Gewalttätigkeit der Realität, war sie eine Drohung, die Drohung, mehr zu werden. Nicht vor der einzelnen Straßenschlacht hatten »die da oben« Angst, sondern davor, daß die Zahl der Militanten unkalkulierbar zunehmen könnte. Und es gab viele Menschen, die nicht abgeschreckt wurden von »der Gewalt«, womit Militanz gemeint war, sondern höchstens von der Gewalt, die gegen uns ausgeübt wurde. Viele, die durch Medien in Panik versetzt waren und nie selber diese Gewalt erlebt hatten, änderten ihre Meinung, wenn sie selbst in einen Krawall gerieten. Das Vorbild der direkten Aktion war eine alte anarchistische Idee, die verrückterweise wirklich oft zumindest Sichtweisen ins Schwanken brachte. Das mußte nicht bedeuten, daß die Gewalt immer Ausdruck einer militanten Politik war. Nicht wenige waren dabei, denen es nichts bedeutete, welche Argumente dahinterstanden. Das Plündern kleiner Läden, Besoffene an der Spitze von Demos, blindwütige Randale waren der Preis dafür, und doch war unser Verhältnis dazu gespalten, denn auch diese Menschen gehörten zu denen, die wenigstens irgendwas taten, wenn auch oft genug zum Haareraufen. Das war immer noch beser als vor dem Fernseher über die bösartigen Krawallmacher zu schimpfen. Und natürlich wurden viele auch abgeschreckt durch die Gewalt, erlebt oder gesehen. Ob es der Stein war, der sie getroffen hatte, oder der Bullenknüppel, ob ihr Auto abgebrannt war oder Tränengas sich in ihrem Wohnzimmer breitgemacht hatte, ob sie »Bild«-Schlagzeilen widerkäuten oder von Alpträumen erzählten, all unsere prahlerischen Flugblätter konnten sie nicht wegreden. Sie waren keine Erfindung der Propaganda gegen uns, auch wenn sie ohne diese Propaganda weniger gewesen wären. Wir verhinderten nicht, daß es solche Menschen gab, im Gegenteil, oft ignorierten wir sie, und wir hofften das Beste, nämlich, daß diese Menschen sich von selbst ändern würden, wenn sie hinter die zerstörten Scheiben sahen. Vielleicht geschah das sogar manchmal. Daß Militanz abschrecken konnte, war ein Preis, der gezahlt werden mußte, einer der verschiedenen Preise, denn es war allemal besser, es geschah überhaupt etwas, um Breschen in die erdrückende Realität zu sprengen, als daß vergleichsweise Ruhe herrschte und niemand abgeschreckt wurde. Wenn unsere Militanz in der Propaganda gegen uns verarbeitet wurde, nun, das ließ sich nicht verhindern, und wenn der Polizeistaat aufgerüstet wurde, so wurde er eben aufgerüstet. Es war ein unvermeidliches Wechselspiel. Je weniger Widerstand sich regte, desto weniger brauchte der Staat aufzurüsten (was noch nicht hieß, daß er es nicht dennoch tat). Daß die Staatsgewalt sich durch eine selbstauferlegte Harmlosigkeit unsererseits beeindrucken ließe und ihrerseits lieb und nett würde, hielten wir für ein frommes Märchen.

Und selbst wenn - was nutzte uns ein solcher friedvoller Staat, wenn er nur dank unserer Schwäche so war und damit gleichzeitig in all seiner Widerwärtigkeit stabil? Selbstverständlich wurde aufgerüstet, wenn die Stabilität gefährdet schien - heute oder vielleicht erst in Zukunft. Und diese Stabilität wollten wir ja gefährden, es war unser Ziel, nein, es war ein Stück des Weges: Der Moloch mußte weg, mußte zerstört werden, um Platz für etwas Neues zu machen, und es war klar, daß er dabei nicht tatenlos zusah. Die, die ihren Nutzen aus der herrschenden Realität zogen, wußten, um welchen Einsatz es ging. Sie bereiteten sich auf alles vor, und sie reagierten nicht speziell auf unsere kleinen Nadelstiche oder die der RAF, sondern sie reagierten, wie Herrschaft immer reagieren mußte, um oben zu bleiben. Jede Form von Herrschaft wurde in Frage gestellt, seit es sie gab, und jede Herrschaft bereitete sich ständig darauf vor, ihre Gegner unbarmherzig zu vernichten. Dabei spielten weder das Gesicht dieser Gegner noch ihre eigenen Methoden die zentrale Rolle, wichtig war ihre Existenz und das Ausmaß der Bedrohung. Bei dieser Betrachtungsweise ging vielen von uns die Fähigkeit verloren, die zahllosen Facetten und Abstufungen jener Kraft zu erkennen, die uns als »die Herrschaft« entgegentrat. Aus den vielen Blöcken, jeder für sich ein erklärter Feind, machten wir den großen, übermächtigen Moloch, dessen Struktur verschwamm und für Außenstehende nicht mehr nachvollziehbar war.

Nützten wir den Feinden? Wie sollten wir auf eine so unvollständige Frage antworten? Ihre Worte bedeuteten uns etwas anderes als denen, die sie stellten. Wenn unsere Gewalt der Argumentation der Gegner nutzte, dann darum, weil es deren Sprache war, in der argumentiert wurde, weil sie das Feld abgesteckt hatten. Nach ihren Spielregeln, auf die die meisten Menschen sich einließen, mochte es ihnen nutzen. Aber wir akzeptieren ja nicht einmal diese Spielregeln. Die Frage nach dem Nutzen unterstellte, es gebe eine neutrale Instanz, die sie beantwortete. Wo war diese Instanz? War es die humanistische Moral, die von vielen für neutral gehalten wurde, die aber nur so schön aussah, solange sie weit über den Köpfen schwebte? Auf den Boden gezerrt, verlor sie ihre Neutralität und war unfähig, die Hintergründe, Verzweigungen und Richtungen der Antworten zu beurteilen. Was wir taten, wurde gegen uns verwendet, weil wir Gegner waren. Und was die Herrschenden taten, verwendeten wir gegen sie, nur daß unsere Stimmen viel leiser waren und so oft nicht verstanden wurden. Auch die humanistische Moral gründete auf Vorgaben unserer Gegner, die seit Jahrhunderten unsere Gegner waren. Es gab keine neutrale Moral, und jeder Versuch, Neutralität oder Objektivität zu erlangen, war zum Scheitern verurteilt. Es gab noch genug andere Argumente gegen die Gewalt. Manche sagten, Gewalt sei unpolitisch. Das war richtig, und Gewaltlosigkeit ist auch unpolitisch, und ein Blatt Papier ist ebenfalls unpolitisch, es kommt drauf an, was darauf geschrieben steht. Und dann waren da noch die Leute, die meinten, Politik dürfe keinen Spaß machen, und Gewalt schon gar nicht. Es war nun aber einmal eine Freude, den Frust rauszulassen, anstatt ihn - wie gewohnt - zu schlucken oder an Schwächeren auszuleben. Es macht Spaß, Befreiung selbst zu spüren. Und es war ganz einfach, diesen Spaß zu verbinden mit bewußtem Handeln. Es war der erste Schritt zur freien und friedlichen Gesellschaft, die Gewalt, die in uns allen verwurzelt war, in die richtige Richtung freizulassen. Sie war da, und mit ihr mußte umgegangen werden. Wer sie verleugnete, wer sie unterdrückte, wer sich einredete, frei davon zu sein, bekam Blähungen. Den Gewaltfreien war es anzusehen, wie mühsam es war, einen Teil des eigenen Wesens wegzuschließen. Wenn wir sie auf Demos trafen oder die Leserbriefe in der »taz« lasen, bekamen wir machmal eine leise Vorstellung davon, was passieren könnte, wenn diese unterdrückten Triebe sich einmal Bahn brechen würden. Der angestrengt zurückgehaltene Haß auf die anderen, auf uns, brach hervor in Gewaltfantasien, die uns immer wieder aufs neue erstaunten. Es gab keine Gewaltfreiheit, sie war eine Erfindung von Lehrern, die Angst vor sich selbst hatten, und ihre Argumente waren ständige Selbstverleugnung, die uns anwiderte.

Und nicht zuletzt kam die Resignation. Der Gegner ist sowieso stärker, er hat noch immer gesiegt, es ist sein Terrain. Gegen Resignation ließ sich nicht argumentieren. Sie war eine persönliche Erfahrung, eine Konsequenz, die meist Resultat und Motor von Vereinzelung der jeweiligen Menschen war, und wir standen meist hilflos davor und wandten uns schließlich ab. Wer sich zum Verlierer erklärt hatte, war nicht mit Worten zu retten. Und auch jene, die es gar nicht probiert hatten, die ihre Träume sofort den Sachzwängen und realistischen »Einsichten« geopfert hatten, waren Verlierer; sie hatten schon aufgegeben, bevor etwas begonnen hatte, ab Spiel oder Kampf oder wie sie es nennen wollten. Sie hielten sich für sehr schlau und vernünftig. Das war nicht unser Terrain. Unsere Militanz beinhaltete nur einen Bruchteil der Gewalt, die der beherrschenden Realität zur Verfügung stand. Aber um sie zu erklären, reichten Büeher nicht aus, waren Stunden des Gesprächs zuwenig - jedoch ein paar Minuten auf der Straße konnten die Verbindung herstellen zwischen den eigenen Frustrationen, ihren Wurzeln und Verursachern, und der Konsequenz des Widerstandes dagegen.

August 1989

Wenn ich Anna hinter der Scheibe sah, überkam mich die absurde Idee, mit den Fäusten gegen das Glas zu trommeln, wie es im Film bestimmt geschehen wäre. Wenn ich sie da vor mir sah, wußte ich, es hatte nie irgendwelche Schwierigkeiten gegeben zwischen uns, keine Eifersucht, keine Verunsicherungen, keine Verlustängste, sondern nur das reinste Paradies. Nächte und Sonnenaufgänge unter freiem Himmel, auf einem grasbewachsenen Hausdach, auf freiem Feld, der Horizont ganz weit. Nebeneinander aufwachen in einem engen Zelt, mit matschigem Kopf, weil die Sonne schon seit zwei Stunden voll draufknallte, und draußen brachten die anderen schon Weißbrot und zerflossene Butter und Pfirsiche zum Frühstück; am Kotti auf den Treppenstufen nebeneinander sitzen und Eis essen, während am Überbau über die Adalbertstraße ein Transparent mit unverständlichem Inhalt befestigt wurde und diverse Angehörige aus dem unteren Teil der berühmten Zweidrittelgesellschaft vorbeidefilierten; nebeneinander im Hoftheater beirp Kabarett »Zwei Drittel« sitzen und über »die Autonomen« und andere lachen; nebeneinander im Kino sitzen und »Brazil« ansehen und das Ende immer noch nicht fassen können, zum wievielten Mal schon ...

Anna hatte genug von diesen Besuchen, sie wollte die Trennscheibe nicht mehr. Wir überlegten ernsthaft, daß sie in nächster Zeit nicht kommen sollte. Ich mußte ein bißchen schlucken und darüber nachdenken, wie wichtig diese kurzen Blicke durch den Panzer für mich eigentlich waren. Ich dachte mir, daß ich es erst wissen würde, wenn sie ausblieben. Ich dachte, daß ich vielleicht doch ein Foto von Anna wollte, und von einigen anderen auch; bisher hatte ich mich immer dagegen gesträubt, weil es doch auch so gehen mußte, ohne Krücken. Obwohl mir ja schon klar war, daß es eben nicht einfach so ging, die Gesichter bei sich zu behalten. Und was hatten die Leute früher im Kerker gemacht, als es keine Bilder gab?

Wir redeten miteinander, dieses und jenes, was alles erledigt werden mußte, technischer Kram, und ich tankte währenddessen. Nebeneinander im Bett liegen und sich von früher erzählen, von Eltern und Träumen und Schwierigkeiten, die schon lange nicht mehr schwierig waren, die vielleicht schon amüsant waren, und weiter weg ballerten in der Glotze irgendwelche Clowns mit Hut aufeinander; nebeneinander auf einer Fete sitzen, ein wenig geknechtet vom Satan Alkohol, und sich lustig machen über Aufgetakelte und Wichtigtuerische und Unscheinbare und Tanzende und Freunde und den DJ; nebeneinander im Tränengasnebel stehen, zum Beispiel an einem 1.Mai in Kreuzberg, wenn die Schlange vor dem Bratwurststand zu lang ist und es sich deswegen anbietet, erst einmal die Straßen noch etwas zu verbarrikadieren und den einen oder anderen Stein auf die Bullen loszuwerden ...

Oder auch nebeneinander im Gras liegen und Pläne aushecken, wie ein Schloß zu knacken ist und ob auch wirklich keine Menschen gefährdet sind durch die Aktion. Diese letzte Erinnerung machte mich unsicher, denn ich fühlte mich so, als müßten meine Gedanken mir offen ins Gesicht geschrieben stehen. Aber kein hämisches Lachen aus dem Hintergrund erklang, kein Staatsschützer ließ Elefantenohren in den Raum wachsen, und vor mir sah ich Anna, die vom Wäschetausch und ähnlichem redete. Ich driftete ab in Tagträume, in einen Halbschlaf, ähnlich der Müdigkeit beim Autofahren, die dich trotz angestrengt offengehaltener Augen immer weiter fort vom Denken und immer tiefer ins Träumen zieht, bis du erschrocken erwachst und plötzlich nicht mehr weißt, ab deine Augen denn wirklich noch offen waren.

Danach, in der Zelle, spann ich den Gedanken weiter aus, plante großartige Aktionen, wahre Meisterwerke, würdig eines Phantomas, mit perfekten Verkleidungen, narrensicheren Fluchtwegen, bahnbrechenden Wirkungen. Das ICC und der Mercedes-Stern vom Europa-Center, der Deutsche-Reichs-Adler von Siemens und das Polizeipräsidium am Tempelhofer Damm, die Yankee-Kasernen und das Produktionstechnische Zentrum am Spreebogen lösten sich in schieres

Nichts auf, zerfielen und mit ihnen das Ansehen West-Berlins als kapitalistisches Reklameschild für die willigen Schüler im Osten, als High-Tech-Zentrum in Sachen Produktion und Automation und Horchposten der Nato ... Und wenn wir erst aus dem Knast kommen würden, in etlichen Jahren, würde es sicher massenhaft neue reizvolle Objekte geben, um die wir uns kümmern konnten. Da war noch einiges zu tun, zumal es ja außerhalb des Knastes im Moment nicht gerade so aussah, als stünde die Revolte vor der Tür, geschweige denn die große Revolution. Das würde sich aber ändern, wenn ich erst wieder frei war. Im Knast staute sich genug Energie auf, die mußte nur konserviert werden.

Januar 1987

Moritzplatz. Links schimmerte durch den Smogdunst das Licht von Nixdorf. Gespenstische, orange leuchtende Fensterscheiben, Kameras an der Fassade, davor ein nutzloser gepflegter Rasen und Gitterzaun. Die Fabrik war ein Fremdkörper aus einer anderen Welt, am Rande des Dorfes - unseres Dorfes - eingepflanzt und wuchernd. Die LKWs hatten bereits die Prinzenstraße überwunden und einen Parkplatz erobert, natürlich auch kameraüberwacht. Seit Jahren provozierte dieses unheimliche Bauwerk frech und unverhohlen. Wer glaubte, nur Maschinenstürmer könnten an Computerfabriken etwas Unheimliches finden, brauchte nur einen kurzen Winterspaziergang entlang des Nixdorf-Geländes zu machen, um nachdenklich zu werden. Daß dort Menschen arbeiteten, schien bei Nacht besehen unvorstellbar. Rechts lag der Grenzübergang, der nicht viel gemütlicher aussah. Überdachte Fahrspuren, weiße Lampen, containerförmige Betonhäuschen, ein Vorposten der Bullen am Rande von Kreuzberg 36. Hier endete unser Dorf. Es folgten Siedlungen der kranken fünfziger Jahre, Häuser wie Legosteine, dunkle Parkplätze mit Zivis, die auf Autoknacker warteten, einsame, von Zäunen eingeschlossene Fußballplätze, traurige Supermärkte. Die Kälte und der Smog machten die Luft dünn und hart und vertrieben die letzten Menschen von der Straße, hinein in ihre miefig-warmen Stuben mit Einbauküchen und Farbglotzen, wo sie immer neu vergaßen, was Leben bedeutet. Ein leerer Nachtbus leierte seine Route an verwaisten Haltestellen vorbei, vor ihm die leere Straße. Es waren überwiegend Taxis und Bullenfahrzeuge, die noch unterwegs waren.

Und wir. Wir kamen an der Bundesdruckerei vorbei, die noch martialischer gesichert war als Nixdorf. Dasselbe, immer dasselbe: gelbliches Licht, Kameras, Metallzäune, Drahtzäune, Pförtnerzellen, Stahltore. Vorbeizugehen war verdächtig. Nur bei Schichtwechsel, wenn die Menschen von der Arbeit herausströmten, änderte sich etwas, bekam das Stahlmaul einen fast humanen Ausdruck. Die Straße war dann vollgeparkt mit den Autos, in denen Mann oder Frau auf ihre Partner warteten, jeden Tag zur selben Zeit. Und auch daran fuhren wir vorbei, ließen die letzten Reste unseres Kreuzbergs hinter uns, links die Internationale Bauausstellung, Abteilung Neubau, deren angeberisch fantasievolle Bauten so lecker und echt aussahen wie die Schaufensterdekoration einer Konditorei. Als nächstes war Springer dran, Kameras, Schweinwerfer, Zäune ... Uns entgegen kamen die Bullenwagen und Zivilfahrzeuge aus der Polizeiwache Friedrichstraße, Abschnitt 53, zuständig für Kreuzberg 36. Das Gebäude sah stark nach Nazi-Architektur aus, genau wie das gegenüberliegende Arbeitsamt. Der Smog sorgte dafür, daß wir von den entgegenkommenden Autos lange nur die Scheinwerfer sahen, matt und unscharf. Runde Scheinwerfer, etwas höher über dem Boden als normal, etwas dichter zusammen als bei anderen Autos: Ein VW-Bulli. Genauso konnten wir die Autos natürlich auch am Motorengeräusch unterscheiden. Ein lauter Mercedesmotor: eine Taxe. Ein untertouriger Diesel: Zivis. Es machte Spaß, sich darauf zu konzentrieren, aber jetzt war es noch nicht wichtig, und das Fenster blieb besser zu. Es stank nach Abgasen und Ofenheizung. In den Straßen von K 36 lag noch dazu der Geruch der Neuköllner Pralinenfabrik, Schokolade bis zum Erbrechen.

Das Wetter war nicht gerade eine Aufforderung zum Sprechen. Draußen die Kälte, der Smog, das ewige Stadtgeräusch, das wir Stille nannten, dieses undefinierbare Rauschen im Hintergrund, das ständige Testbild, das nie aufhört; genauso wie die Nacht, die nie richtig dunkel wird, die Licht, Schatten und Dämmerung vermischt und unkenntlich macht. Draußen das tote Land zwischen der südlichen Friedrichstadt und der City, angefüllt mit abstoßenden Gebäuden, alt und neu, Bullen, Brachland, Selbstmordhochhäuser, Magnetbahn, IBA und andere Scheußlichkeiten, und dann das lachhafte »Kulturzentrum«, wo ein paar klotzige Gebäude herumlungern, als wüßten sie nicht, wo sie hingehören, als seien sie hier wie Müll abgeladen worden. Danach dann der Tiergarten. In Berlin ist alles immer entweder klotzig oder eng, meistens beides.

Die Mauer leuchtete rechts, vertraut und ruhig, die sah wenigstens immer und überall ziemlich gleich aus. Die Sicherungsbauten und -maßnahmen in ihrer altmodischen 50er-Jahre Tranigkeit schienen mir fast schon beruhigend, weit entfernt noch von der glatten, computergesteuerten, perfekten Sicherheit der Plastikmenschen im freien Teil Berlins. Da war schließlich die Entlastungsstraße, um diese Uhrzeit selbst entlastet. Ein Wagen der Military Police zockelte vorbei. Da war die Straße des 17. Juni, rechts das Brandenburger Tor, links weit weg die Siegessäule - es lebe der Krieg, solange Deutschland siegreich bleibt! -, ganz nah das »Denkmal« für die Maueropfer, das ich schon oft gerne umgefahren hätte.

»He, wie sieht's aus, wollen wir's nicht endlich mal umnieten?«

»Was sagst du?« fragte Judith.

»Diese kleine Mauer dort, das Kalte-Kriegs-Denkmal«, sagte ich und deutete darauf. Wir waren vorbei.

Da stand der Reichstag, die Fahnen flatterten matt hin und her. Alles sah sehr still aus, und das dunstige Licht machte es noch stiller.

»Sind ja wenig Bullen unterwegs heute«, murmelte ich und starrte nach draußen.

»Heute abend waren's viele«, sagte Carmen.

»Wo denn?« fragte ich.

»Naja, im Kiez eben. Als ich nach Hause kam, war alles voll.«

»Das war vielleicht wegen des Staatsbesuchs«, sagte Judith, »heute war doch so ein unbedeutender König oder irgendsowas in der Stadt und durfte mal über die Mauer linsen.« »Hab ich nichts von mitgekriegt«, sagte ich.

»War in der Abendschau«, sagte Carmen.

Judith sah auf ihre Uhr. »Wir sind viel zu früh dran. Können uns Zeit lassen.«

»Wir können ja auch mal eben ins Kino fahren.«

»Was gibt's denn da? Hat jemand was parat?« fragte Carmen und drehte sich nach hinten zu uns um.

»Nichts Besonderes. Ist schon zu spät, gibt ja unter der Woche kaum Spätprogramm«, sagte Boris lustlos.

Da war der Hafen. Wieso es in Berlin so was wie einen Containerhafen gab, leuchtete mir nicht ganz ein. Immerhin, da war er. Rechts Industrie, links Industrie, Berlin, Deutschlands größte Industriestadt. Scheinwerfer, Flutlichtmasten, Wachschutz, Metallzäune, Metalltore ... Nutten waren keine zu sehen, das Wetter war auch wirklich nicht danach, und bei den Speditionen war um die Zeit eh noch tote Hose. Ein paar Plakatwände mit bunten Bildchen und peinlichen Texten versuchten erfolglos, so etwas wie Bewohnbarkeit vorzutäuschen. So ungefähr stellte ich mir Amerika, das Yankee-Land, vor. Kaum hatten wir das tote Gebiet einigermaßen hinter uns gebracht, leuchteten vor uns schon die giftgelben Wolken von Schering anheimelnd: Das war der Wedding.

»Bei Schering ist immer was los«, sagte Judith abfällig.

»Den einen Teil des Mülls schmeißen sie in den Kanal«, sagte Boris, »und den anderen in die Menschen. «

»Was ist das hier überhaupt für'n Kanal?« fragte Judith.

»Spandauer Schiffahrtskanal«, sagte Boris.

»Jaja, Berlin, die Stadt der Brücken. Mehr davon als Venedig.«

»Is ja doll.«

»Aber mit S-Bahn-Brücken vermutlich.«

»Da ist Schering«, sagte Carmen.

Blaugetönte Scheiben, moderne Architektur, Alu- und Stahlfassaden, gelbes Licht, Kameras, Zäune, Tore, Pförtnerzellen ... Und aus Ritzen und Schornsteinen böse Gerüche, die den Verdacht nährten, da sei auch Giftiges, das nicht zu riechen war. Wie die Kommandobrücke über einem Schiff thronte Schering über dem unteren Wedding, oder wie der Vulkan auf King Kongs Insel, inklusive der schwefligen Wolken.

»Ach Scheiße, mein Adressbuch«, sagte ich, »jetzt hab ich es doch dabei.«

»Fällt dir ja früh ein«, sagte Carmen.

»Ich laß es im Auto liegen.«

»Wirste wohl müssen. Das passiert dir auch wirklich jedesmal.«

Es mußte wirklich an alles gedacht werden. Aber falls sie uns doch einmal erwischen sollten, brauchte ich dem Staatsschutz meine Bekanntschaften und Verabredungen ja nicht unbedingt schriftlich zu servieren, als Dreingabe für's Personenprofil sozusagen ...

»Schaut mal, da sind ja die anderen. Die sollten doch nach uns losfahren?« meinte Judith.

«Haben mal wieder nicht aufgepaßt, die Penner«, sagte Carmen und überholte sie am Nettelbeckplatz.

»Wo fährst du jetzt lang?« fragte ich.

»Noch mal an der Pank-Wache vorbei, nur so«, sagte sie. Die Wache in der Pankstraße lag ruhig und ganz harmlos da, I4eubaufenster mit aufmontierten Fensterkreuzen, davor ein einsamer Wachbulle, der sich in der Einfahrt langweilte. Die MP lugte schwarz hinter seinem Rücken hervor.

»Wißt ihr die Worte noch?« fragte ich.

»Ja, ähm ... Anfangen ist >Alpha< «, sagte Judith, und >Beta< ist Unterbrechen, und >Gamma< heißt abhauen ...«

»Und >Delta< heißt, wir sind fertig«, sagte Carmen.

»Und weitermachen ist >Omega<, sagte ich. »Und noch was. Haben wir eigentlich zu Ende besprochen, was passiert, wenn jemand verletzt wird?«

»Ja, klar, ist doch alles klar«, sagte Judith und fuchtelte mit ihrer Kippe herum, »kann sein, daß du da grad nicht dabei warst; wir müssen dann eben gucken, wie weit jemand transportfähig ist, und im schlimmsten Fall liegenlassen, aber wirklich nur im schlimmsten, und dann rufen wir ein Krankenhaus an.«

»Hm. Wir bräuchten Fachleute, eigentlich«, sagte ich.

»Wenn wir schon auflisten«, sagte Carmen, »also, der Treffpunkt hinterher. Wenn was schiefläuft, erst mal abwarten. Sonst in der üblichen Kneipe, du weißt schon. Was Besseres ist uns ja nicht eingefallen gestern, das wird schon in Ordnung sein. Und dann morgen um zehn Uhr. Wir müssen ja noch die Erklärung fertig machen.«

»Ich dachte, die ist schon geschrieben? Silvio hat doch was vorgelesen«, warf ich ein.

»Ja, schon, aber er wollte noch was ändern«, sagte Carmen, »und dann kommen ja vielleicht noch Infos aus dem Laden dazu. Und dann muß das Zeug verschickt werden. Also morgen um zehn, und zwar am selben Ort wie letzten Dienstag.« »Klar«, sagte ich, »wir sind perfekt organisiert.«

»Na logo «, sagte Boris, »demnächst vermieten wir noch Räumlichkeiten an die RAF, weil wir so viel Auswahl haben.«

Wir flachsten herum, während die Häuser draußen vertrauter wurden. Es fing an. Wir fuhren durch eine Gegend, die ich in den letzten Wochen oft gesehen hatte, bei Tag und bei Nacht. Der Verkehr hier war dünn, so, wie er sein sollte, wie er immer war. Trotzdem schien er plötzlich viel stärker als sonst. In den Pausen zwischen zwei Autos war es dabei so still, daß jedes Husten weit zu hören sein würde. In den Häusern war noch viel Licht; was hatten die nur alle mitten in der Woche so spät zu tun? Und die vielen Leute auf der Straße? Alles Bullen? Es waren Säufer, Freaks, Prolls, wer auch immer, und es waren eigentlich eher wenige. Die Taxen blieben leer.

»Schaut mal, Zivis.«

»Ja, aber dit sind ja 08/15-Zivis, Golf mit drei Mann drin, ist ja langweilig«, sagte Boris. Ich sah nur aus den Augenwinkeln hin. Im Bauch machte sich langsam ein Gefühl von Unruhe breit und von Anwesenheit. Der Bauch wurde mir plötzlich sehr bewußt. Da saß er, mulmig. Er forderte Aufmerksamkeit und beanspruchte Energie, die er abzog von den Sinnen und den Armen und den Beinen. Hier bin ich, dein Bauch, pflege mich. Tu nichts Gefährliches, schütze mich, leg dich lieber ins warme Bett wie alle vernünftigen Menschen, oder iß etwas, oder besauf dich meinetwegen. Aber tu nichts Gefährliches. Ich will es nicht, ich, dein Bauch. Ich lähme dich. Ich hänge mich an dich und mache mich ganz schwer. Ich lasse deine Hände kalt werden und zittern und schwitzen. Ja, siehst du, schon mußt du die Hände bewegen, an der Jacke trocknen, kannst sie nicht mehr lange an einer Stelle lassen, sie werden feucht und schwer. Es ist so still draußen wie nie zuvor, hörst du nicht, und alle Menschen sind Zivis, alle Autos haben im Handschuhfach Funkgeräte versteckt. Die Taxifahrer sind Hilfsbullen. Über den Dächern schweben amerikanische Hubschrauber, aber lautlos, wartend. Sie warten auf dich.

Ich sah nach oben und suchte den Himmel ab. Er war düster und grauschwarz, am Horizont verfärbt er sich braun und rot, das Leuchten der nächtlichen Großstadt. Kaum ein Stern quälte sich durch Wolken, Nebel, Licht hindurch bis zu uns. Da fuhr ein Bulli. Das Blaulicht war an.

»Eilauftrag«, murmelte ich.

»Sicher ’ne Kneipenschlägerei«, sagte Judith.

»Na, wie fühlt ihr euch?« fragte Carmen und drehte sich wieder mal nach hinten um.

»Geht so«, sagte ich, »eigentlich ganz gut.« Ich dachte an Bullen, Knast, an langweilige Stunden in kalten oder überheizten Zellen, auf harten Bänken, wo die Zeit an den Gittern hängenbleibt, genau wie du selbst; oder an Bullen, die hinter dir rennen, die schreien; an Stacheldrahtzäune, an denen du hängenbleibst, Zweige, die dir das Gesicht zerkratzen; an Autos, die plötzlich neben einem anhalten und Bullen ausspucken, die Hand an der Knarre, vorn welche und hinten welche, an Piepen aus Funkgeräten »Sinus 28 nicht gehört ... Ende ... ja, einmal Personenmonopol bitte, wir haben hier ...«; Licht, das plötzlich irgendwo aufleuchtet, dich hilflos an einen Platz fesselt; an schnüffelnde Hunde, raschelndes Gebüsch, leise oder zu laute Schritte; an undefinierbare Geräusche, Panik, dunkle Gestalten, die näher kommen, es aber eigentlich nicht sollten, an feindliche Stimmen,’ die dich zu irgend etwas auffordern, dir etwas befehlen, Beine breit, halt die Schnauze, schau mal was wir da haben, was wolltest du denn damit machen, wo wollten Sie denn hin, kann unter den gegebenen Umständen nicht zur Bewährung ausgesetzt werden, Aufstehen, Hofgang!

»Man kennt es ja«, sagte ich, » ’n bißchen Angst ist doch immer dabei. Aber es geht eigentlich.«

»Ist ja auch alles genau besprochen«, meinte Judith, »also, wenn alles einigermaßen hinhaut, dürfte eigentlich nichts passieren.«

»Ich glaub auch«, sagte Carmen und hielt an einer Ampel. Neben uns ein Ziviwagen.

»Schaunse rüber?« fragte Carmen.

»Ja klar, drei Leute um die Uhrzeit, und wie Kollegen sehen wir ja auch nicht gerade aus«, sagte ich.

»Immerhin sichern wir ihnen den Arbeitsplatz«, sagte Boris. Wir lachten die Zivis an. Sie lachten nicht zurück.

»Und außerdem wollen wir ja nur in die Kneipe«, sagte Carmen.

»Was denn, wir sind doch Nazis und wollen nach Heiligensee zum Truppenübungsplatz, bißchen Wehrsport üben«, sagte ich. Die Zivis bogen ab und verschwanden.

»Hast du die Funke?« fragte Carmen mich.

»Ja, alles da.«

»Ich fahr jetzt nicht extra noch mal dran vorbei«, sagte Carmen, »ich such lieber gleich ’nen Parkplatz. Wenn es überhaupt einen gibt.«

»Beim nächsten Mal sollten wir vielleicht vorher Halteverbotsschilder aufstellen«, bemerkte ich.

Kleine, dunkle Straßen mit Kopfsteinpflaster. Letzte Reste des alten Berlins, Überlebende des alten Wedding, dessen neues Gesicht tote Neubausiedlungen waren, keine Gropiusstädte oder Märkischen Viertel, niedriger, aber kaum weniger leblos. Viele Kneipen, eine sah aus wie die andere, genau wie die dunklen Gestalten, die von einer zur anderen unterwegs waren. Der Dunst hing dazwischen, verstärkte alle Geräusche, dämpfte die Aufmerksamkeit der anderen Sinne. Mein Enddarm meldete sich zu Wort und war sehr unzufrieden. Er kam zu spät. Das Angstgefühl legte sich langsam wieder

etwas, jetzt, wo es wirklich bald losging. Der Verkehr sah wieder normal aus, die Menschen wurden zu gewöhnlichen Menschen, die Hubschrauber waren verschwunden. Der Bauch hatte gelogen. Nun bogen wir in die letzte Straße ein.

»Wir müssen nachher drauf achten, nicht alle auf einmal aus dem Eingang rauszukommen«, sagte Carmen. Da war er, ein Stück weiter vorn, ein x-beliebiger Hauseingang bei Nacht, heruntergekommener Altbau, das Holz der Türen rissig und modrig, das Schloß rostig. Die Fassade bröckelte auch schon ein wenig. Der Bürgersteig vor dem Haus paßte sich an, uneben, alt, voller Laub und Hundekacke. Davor alte Gaslaternen. Es sah nach nichts aus.

»Ich geh zuerst los«, sagte ich, »ich muß ja noch den günstigsten Platz finden da oben. Und wenn vorn zu ist, muß ich außen rum und es von hinten noch mal probieren. 'Ne Viertelstunde wird's auf jeden Fall dauern.«

»Du meldest dich, wenn du bereit bist, o.k.?«

Da war er, der einzige Parkplatz.

»Die anderen werden's schwerer haben, was zu finden«, murmelte Judith.

»Werden sie schon schaffen«, sagte ich. Jetzt war der letzte Moment, einen Rückzieher zu machen. Unsinn, es war weder der letzte noch der erste Moment. Aufhören war nie ein Problem. Kein Gedanke daran, es gab keinen Anlaß. Der Magen immer noch etwas flau, aber nicht mehr so wichtigtuerisch. Alles da? Handschuhe, Funkgerät, Schraubenzieher, Dietrich für den Notfall, eigentlich mußten ja alle Türen offen sein, Taschenlampe ...

»Na, dann geh ich mal«, sagte ich. Drei schnelle Küsse, »wird schon alles gutgehen. Bis nachher. Viel Glück.«

Nun also die Straße überqueren. Ich habe nichts vor. Komme aus der Kneipe. Ganz normal. Warum ich keine Fahne habe? Nun, äh ... Antialkoholiker? Um diese Zeit? Das nächste Mal sollte ich schnell was trinken vorher, oder einen Flachmann mitnehmen zumindest. Trinken macht unvorsichtig und laut und langsam. Lassen wir das. Besser einfach nur ganz normal wirken. Tja, ich gehe hier eben so spazieren. Frahng Se mich nich, wieso. Wieso denn? Sie wohnen doch in Kreuzberg, steht hier im Ausweis? Naja, wissense ... wat jeht Sie det eintlich an? Nu werd hier mal nich komisch! Auch nicht so gut. Ganz normal aussehen. Für wen? Kein Mensch, keine Autos. Dahinten, ganz hinten, ist jemand. Mit Hund. Hündchen geht Gassi. Fernsehprogramm ist zu Ende. Nur noch hier und da Licht in Wohnungen. Ja, morgen muß wieder geschafft werden. Wir schaffen jetzt. Jetzt gleich.

Nachtschicht. Während ihr schlaft, den Schlaf der Gerechten. Ein Auto fährt vorbei. Ziemlich schnell, eine Taxe. Bullen sollten hier jetzt nicht vorbeifahren, weil sie es auch sonst nicht tun um die Zeit. Ich sehe ganz normal aus. Nur eben dunkel gekleidet wie der schwarze Mann persönlich. Was vielleicht nachher noch ganz nützlich sein kann. Der verdammte Smog, er nervt, es stinkt, man kriegt das trockene kalte Husten. Nachts kann man die Fenster nicht mehr aufmachen. Überall der Smog. Jetzt schaffte ich es fast, ihn zu vergessen. Und warum auch nicht, der Dunst ist ja ganz nützlich, jedenfalls für uns auf Nachtschicht. Andererseits, die Geräusche, alles hört sich lauter an. Am besten, sich jetzt schon drauf einzustellen. Was du nachts hörst, ist sowieso immer weiter weg, als du glaubst. Erst recht bei Dunkelheit und Smog. Die Schritte in fuffzig Meter Entfernung klingen, als würde dich gleich jemand anrempeln. Und da ist jetzt endlich die Tür, meine Tür. Das Haus ist völlig dunkel, wie es sich gehört, die Hälfte der Wohnungen steht ja auch leer. Die Tür ist offen, wie immer. Ein kurzer Blick nach links, über die Straße, zu dem unscheinbaren Neubau, einem Bürogebäude; unten drin eine Bank, die Jalousien sind heute geschlossen. Das ist jetzt fast jeden Tag anders. Sie sind etwas lax geworden,

seit es in letzter Zeit ruhiger in der Stadt geworden ist. Das Objekt unserer Begierde.

Die Häuser daneben sind dunkel, bis auf ein oder zwei Fenster. Nichts Verdächtiges. Himmlische Ruhe. Jetzt ist sie noch angenehm, aber wenn die anderen bald mit der Arbeit beginnen, werden sie die Ruhe verfluchen. Etwas mehr Grundrauschen könnte nicht schaden. Und jetzt hinein.

Licht machte ich im Treppenhaus nicht an. Wäre natürlich unangenehm gewesen, wenn jetzt jemand entgegengekommen wäre. Aber um diese Zeit? Nee, da hatte niemand zu kommen. Ich stieg langsam die ersten Stufen empor. Das Geländer knarrte schon beim flüchtigen Berühren. Ich hielt mich eng an der Wand. Die Stufen knarrten atemberaubend laut. Längst mußten alle Leute senkrecht in ihren Betten stehen, oder bereits mit dem Ohr an der Tür oder dem Auge am Spion. Scheiße, was für ein Lärm! Ich schob mich immer langsamer und vorsichtiger voran, aber immer wieder meldeten die Stufen Protest an. Vier Stockwerke! Jetzt fehlte nur noch ein Hund, der irgendwo loslegte. Knarrende Stufen, knarrende Absätze, knarrendes Geländer. Dunkelheit. Draußen auf dem Innenhof war alles ruhig. Eine einsame Glühbirne über dem Eingang zum Hinterhaus leuchtete matt vor sich hin. Der Rauch aus den Schornsteinen sank zum Boden herab.

Hier war die erste Wohnung. Ich blieb einen Moment neben der offenen Tür stehen, in die leeren Räume hineinhorchend, atmend. Ich wollte aber noch höher, um einen noch besseren Überblick zu bekommen. Hier hauste offenbar niemand. Und weiter ging es, nach oben. Die knarrende Treppe. Je höher ich kam, desto mehr spannte ich mich. Hatte man oben bessere Ohren? Eine Stufe übersehen, ein lauter Tritt, Stille. Den Atem anhalten. Aber nichts regte sich, alles blieb still. Also weiter. Das war nun schon der dritte Stock, hier stand die rechte Wohnung leer, gegenüber eine Wohngemeinschaft. Schlaft schön, träumt süß, habt keinen Köter. Schon war ich vorbei, ihr Lieben, ich tu euch ja nichts. An der Tür Aufkleber gegen dieses und jenes. Jaja, das macht auch mich irgendwie echt betroffen ... Und nun, hurra, der vierte Stock.

Wieder lag die leere Wohnung rechts. Die Tür war provisorisch zugenagelt. Mist, die ganzen Tage hatte sich niemand drum gekümmert, da war sie offen gewesen. Gegenüber wohnten Türken. Na, die kümmerten sich ja hoffentlieh um nichts, in ihrer Bescheidenheit. Sind froh, wenn sie selbst in Ruhe gelassen werden, in diesem unseren gastfreundlichen Land. Man kann sich aber auch täuschen; mit etwas Mühe können sie sich wie gute deutsche Bürger benehmen. Kein Spion an der Tür. Alles ruhig. Am besten mache ich die Tür kurz und schmerzlos auf, dachte ich mir, aber dann versuchte ich es doch lieber langsam und lautlos. Mit dem Schraubenzieher in die Ritzen, drücken, stemmen, langsam, knirschend ... Es klang nicht so laut wie befürchtet, und es waren nur zwei Nägel. Zack, das war der erste. Ruhe, und abwarten, nichts verdächtiges zu hören. Mir war reichlich warm geworden. Und nun der untere Nagel. Er saß ziemlich locker und fiel klirrend auf den Boden. Keine Bewegung.

War da was?

Was machen Sie da? Ich suche nach Kacheln für meinen Ofen.

Ich rufe Polizei? Hau ab?

Nein, keine Schritte, es blieb ruhig, und die rotte Tür ließ sich öffnen. Ein paar Schritte, und ich war drin, und nichts hatte sich verändert. Wie in den letzten Tagen, eine leere Wohnung, ein zerschlagener Kachelofen, eine kaputte Kü-chenmaschine, oller Teppichboden, alte Fernsehzeitschriften, Gerümpel in ein paar Ecken. Die Tür ging nicht mehr ganz zu, aber ich brauchte sowieso kein Licht. Da vorn war das große Zimmer zur Straße, meine Beobachtungsstation. Es gab keinen Stuhl. Man kann nicht alles haben.

Da unter mir war die Straße, schräg gegenüber das Bürohaus. Alles dunkel, auch die Nachbarhäuser, ausnahmelos. Das Bürohaus war niedriger als die benachbarten Wohnhäuser. Links daneben eine Lücke, da war die Einfahrt zu der Garage, die hinter dem Haus lag. Die Fensterfront war hell angestrahlt von einer Straßenlaterne. Irgendwo hinter dem Haus mußten jetzt die anderen rumspringen. Mein Magen zog sich noch mal zusammen und schickte ein Kribbeln durch den Körper, eine unangenehme Empfindlichkeit der Haut und der Nerven überhaupt. Mein Herz schlug wieder langsamer. Ein Auto fuhr langsam von rechts vorbei. Keine Zivis, ein fetter Daimler, Dealer vielleicht oder Zuhälter oder weiß-der-Teufel. Ich war um jedes Auto und jeden Menschen froh, die eindeutig keine Bullen waren.

Die anderen waren jetzt durch den Hauseingang um die nächste Straßenecke, wo wir geparkt hatten, hindurch, hatten ein paar Maschendrahtzäune überwunden und schlichen irgendwo hinter der Garage herum. Carmen mußte ihre Position jetzt eigentlich schon eingenommen haben, etwas weiter zurück, als Sicherung. Ich holte das Funkgerät aus der Tasche, zog die Antenne raus und steckte mir den Kopfhörer ins Ohr. Eine nützliche Sache: Kaum etwas ist nachts so weit zu hören wie ein quäkendes Funkgerät. Metallisch, scharf, unmenschlich zerschneidet es Dunkelheit und Stille und verrät seine Benutzer.

Die Handschuhe hatte ich schon im Treppenhaus übergezogen, schon wegen der Kälte. Hier drin, in dem fast unbeheizten Haus, war es nicht gerade viel wärmer als auf der Straße. Klamme Finger, klamme Füße. Bloß nichts an den Nieren holen, wenn ich jetzt hier endlos lange herumstehe. Mein Job ist immer noch bei weitem der coolste. Wenn jemand heil davonkommt, dann ich. Hier kann ich tagelang sitzen notfalls. Unten fuhr der Wachschutz vorbei. War das vor ein paar Tagen auch um die Zeit? Unser Objekt wird von der anderen Firma betreut, nicht von der rot-weißen, sondern von den blau-silbernen Wagen, wie heißen die jetzt gleich? Deutscher Schutz- und Wachdienst.~ Wie auch immer, einen Drecks lohn zahlen sie alle, für heruntergekommene Bullen oder Leute, die es nicht einmal so weit gebracht haben, und für Studenten, die jeden Job annehmen ... ein paar Mark die Stunde, um Sheriff zu spielen. Was für ein armseliger Mist. Nächte sich um die Ohren hauen, um Geldsäcke und Drecksäcke zu bewachen. Ein trauriges Kapitel.

Ich schaltete das Funkgerät ein und regelte die Rauschunterdrückung.

»Hallo Eunuch, bitte melden«, sagte ich leise.

»Hier Eunuch. Verstehe gut. Alpha.«

Jetzt also ging es - wieder einmal - wirklich los. Jetzt mußten die anderen den Weg in das Gebäude klarmachen. Das hieß, auf den hinteren Metallzaun zu steigen, der das Grundstück begrenzte, und von dort aus das eine Fenster zu erreichen, das aussah, als ließe es sich von außen öffnen. Es schloß nicht ganz dicht und bot so die Möglichkeit, an den Riegel zu kommen. Hoffentlich. Mit einer dünnen Metallzunge mußte es gehen, hatten wir uns überlegt. Dann sollte Judith draußen bleiben und die drei übrigen das Material reinschaffen, Boris, Silvio und Isa, so hatte es sich mehr zufällig ergeben ... Und alles in ein paar Metern Entfernung von den rückwärtigen Fenstern des Wohnhauses daneben. Wir wußten zwar, daß da zuerst einmal nur eine Küche kam, und die Wohnung im Hochparterre war auch meistens dunkel, es schien selten jemand zu Hause zu sein. Aber sicher waren wir uns nicht, außer Silvio, der sich sowieso immer sehr schnell einer Sache sicher war.

Für mich hieß es jetzt warten, die Häuserfront beobachten, warnen, wenn Verdächtiges geschah. Stille und Starre. Müdigkeit wohl kaum, dazu war es zu kalt und ich zu aufgeregt. Meine Hände schwitzten etwas, obwohl sie kalt waren; das Gefühl im Bauch hatte sich jetzt, da alles ins Rollen gekommen war, wieder verzogen. Es lauerte in einer Ecke auf unvorhergesehene Situationen. Geräusche im Treppenhaus ließen mich zusammenzucken, obwohl es offensichtlich nur das Knacken des Holzes

wegen der Kälte war. Es hätte ja auch etwas anderes sein können. Jemand, der da herumschlich. Ein Einbrecher. Ein Schlafwandler. Ein Bulle. Viele Bullen. Viele Bullen, die kamen, um mich zu holen, mich ganz allein, mit hellen Lampen, die mich blendeten, mit Lautsprechern und krächzenden Funkgeräten, mit Knarren und MPs ...

Ich lehnte also an der Wand und wartete. Es geschah nichts. Ein schlanker Mann lief da unten auf der gegenüberliegenden Straßenseite entlang. Konnte ein Zivi sein, jedenfalls war er jung, aber nicht zu jung, und sportlich gekleidet, soweit das zu erkennen war. Jetzt blieb er stehen und sah sich um. Ich nahm die Funke hoch und wollte die Ruftaste drücken, als der Mann etwas rief und gleich darauf ein Hund aus einem Hauseingang geflitzt kam. Der Mann schwenkte drohend die Leine und ging langsam weiter. Der Hund war eine Promenadenmischung. Er kackte genau vor der Bank auf den Gehsteig und blickte dabei aus schuldbewußten Augen gen Himmel. Der Mann beachtete ihn nicht weiter, und sie verschwanden aus meinem Gesichtsfeld.

Aus der Funke erklang ein gedämpftes »Beta«. Auf der Straße war nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Kurz darauf fuhr sehr langsam ein dunkler VW-Golf vorbei, der drei Kilometer weit nach Bullen roch. Er rollte in gleichbleibendem Tempo an der Bank vorbei. »Beta«, sagte ich leise.

Die Zivis waren weg, und eine Weile geschah überhaupt nichts. Ich überlegte, ob ich das Fenster öffnen sollte, um besser zu hören, was unten geschah. Dann machte ich vorsichtig das andere Fenster des Raumes auf. Die Smogwolke drang in die leere Wohnung ein mit ihrem kalten Gifthauch. Kein Mond am Himmel. Hatten wir Neumond? Man sollte mehr darauf achten beim nächsten Mal, ein knalliger Vollmond konnte gefährlich werden.

Ich dachte an Isa, wie sie jetzt mit den anderen am Zaun stand, Kanister hochstemmte und hinterherkletterte. Ich stellte sie mir ohne Maske vor; ich konnte diese schwarzen Dinger nicht leiden, sie machten die Menschen fremd und bedrohlich. Was war das nur für ein Leben, in dem wir unsere Gesichter nicht zeigen konnten, gerade dann, wenn wir das taten, was ein wichtiger Bestandteil unserer Identität war?

Natürlich wog die Romantik des abenteuerlichen Aufstandes weniger als Kameras und Phantombilder. Lieber Isas Gesicht hinter der Maske, aber in Freiheit, als Isas Gesicht im Knast und in Foto-Karteien.

Warum eigentlich Isa mit Maske und Kanister, dachte ich, warum nicht neben mir im Gras am Landwehrkanal liegend, oder mit mir am Meer in Spanien, oder ...? War das wichtig? Es war wichtig. Es bedeutete ein neues, ungekanntes Vertrauen, eine Verbindung jenseits dessen, was ich früher unter Liebe verstanden hatte. Es überdauerte Trennungen, Zeit und Raum, auch wenn es von anderen Erfahrungen verschüttet wurde, so hoffte ich zumindest. Wer neben mir gestanden hatte, vor dem Wasserwerfer, vor der Schaufensterscheibe, auf verlassenen Parkplätzen, in dunklen Ecken, blieb in mir, auch nach vielen Jahren der Trennung.

Manchmal glaubte ich, daß dies nur ein Trugbild sei, daß wir lediglich der verlorenen Nestwärme der Familie nachhingen. Waren wir denn wirklich anders als die anderen? Wir suchten doch das Andere, das Neue, das uns aus all der Verzweiflung und Kapitulation der umzingelnden Realität heraushalf, uns dem Normalen entfremdete. Wir waren nicht alt, wir waren nicht weise, aber wir wollten lernen und glaubten, schon sehr viel zu wissen. Eines wußten wir bestimmt: Wenn wir uns liebten, dann auch, weil wir das Andere, Neue im Gegenüber fanden.

Dabei mischten sich Träume und Wirklichkeit. Aber das wollte ich ja gerade. Wenn es überhaupt eine Chance gab für die wahre Liebe, dann dort, wo um Befreiung gekämpft wurde, wo Träume und Wirklichkeit untrennbar verschmolzen, wo Menschen sich erforschten, etwas Neues wollten, einen neuen Menschen schaffen wollten. Der erste Schritt bestand darin, es zu versuchen. Niemand durfte

erwarten, fertig zu werden mit dem endlosen Abschütteln von Lügen, Schminke, Pathos und Angst. Es genügte das Wollen, dieses Widerstreben gegen die Realität der Herrschenden und ihr sogenanntes Glück. Dieses Wollen, ob es praktische Folgen hatte oder nicht, war für mich so wichtig, daß Liebe ohne es nicht vorstellbar war.

Da wir verkündeten, bei uns geschehe etwas ganz Anderes und Neues, wurde natürlich um so genauer nach Schwächen und Makeln gesucht, von Feinden wie von Freunden. Wer beansprucht, etwas besser zu machen, wird an den eigenen Idealen gemessen, nicht an den allgemeinen schlechten Zuständen. Ich fand, daß wir bei allen Schwierigkeiten keine schlechte Figur machten. Natürlich waren wir nicht die »neuen Menschen«, doch mir schien, einiges an uns sei ermutigend und könne ohne die ständigen Deformationen durch die herrschende Realität noch besser aussehen.

Mir mischten sich dabei romantische Jugendträume in die Gedanken. Wäre nicht Isa der richtige Mensch, einen entscheidenden Schritt nach vorn zu tun? Mit meinen altklugen Überlegungen konnte ich sie wohl kaum für mich gewinnen. Sie schrumpften zurück auf eine gewöhnliche unglückliche Verliebtheit. Ich träumte von Isa, wie sie mit den anderen am Zaun stand, emporkletterte, schöner wurde durch das, was sie da tat. Hinterher würde sie mit breitem Grinsen mir gegenüber in der Kneipe sitzen, wenn wir über die Aktion sprachen. Etwas Lächeln, Nähe, Berührungen, um die Träume zu nähren, um den klugen Überlegungen

Wärme zu geben. Auch ohne Isa blieben die Träume. Einmal würden sie Gestalt annehmen, irgendwann, und weniger wollte ich nicht. Es kam nicht in Frage, Kompromisse zu schließen. Kompromisse schließen, cfas war die feindliche Realität, das war der Sachzwang, das drückte mir Tag für Tag den Stempel ins Gesicht. Wenn ich so vieles anders haben wollte, dann erst recht dieses. Was ich haben will, das krieg ich nicht, und was ich kriegen kann, das gefällt mir nicht, das waren wieder mal die »Fehlfarben«, die die meisten meiner Gefühle auf eine Platte gebannt hatten.

Jetzt hörte ich ein Geräusch im Treppenhaus. Jemand war unten ins Haus gekommen und stieg die Treppe hoch. Erster Absatz. Zweiter Absatz. Ich spürte meinen Herzschlag. Dann ein klirrender Schlüsselbund, der umständlich ausgepackt wurde. Das Geräusch der Schlüssel beruhigte mich, die Aufregung war vorbei, noch waren sie nicht unterwegs, um mich abzuholen. Die Tür fiel knallend ins Schloß. Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder nach draußen. Mir fiel ein, daß ich bisher keine Entwarnung gehört hatte. Die Häuser waren dunkel. Nichts hatte sich verändert. Die Laternen standen immer noch an denselben Stellen wie zuvor und verbreiteten ihr störendes Licht. Die Bäume auf dem unbebauten Eckgrundstück zur Rechten standen schwarz und schweigend.

Ich hatte meine eigene Entwarnung vergessen. Die anderen warteten bestimmt seit zehn Minuten darauf.

»Omega von Kalif«, sagte ich leise, »und sonst?«

»Eunuch hat verstanden«, kam die Antwort, »also Omega.« Hatte ich die andere Warnung vorhin geträumt? Oder hatte ich die Entwarnung verpennt? Leider konnte ich schlecht nachfragen. Das mußte nachher besprochen werden. Genau wie meine Schlampigkeit. Ich versuchte zu hören, was draußen vorging. Von den anderen war nichts zu hören. Wieso hatte ich eigentlich keine Uhr dabei? Die Uhr an der Straßenecke weiter hinten war nicht zu sehen von hier aus, ich konnte mich ja schlecht aus dem Fenster lehnen. Jetzt sollten sie eigentlich drinnen sein. Sie mußten es doch langsam geschafft haben. Das war das schwierigste Stück, und die Probe, ob es eine Alarmanlage gab. Zu sehen gewesen war nichts Derartiges, auch von innen nicht, aber das war ja keine hundertprozentige Sicherheit; stiller Alarm war ja auch möglich. Die Minuten unmittelbar nach dem Öffnen des Fensters und dem Einsteigen waren die spannendsten.

War da gerade jemand am Fenster des Versicherungsbüros über der Bank? Nein, es war ein Lichtreflex der Straßenlaterne. Oder doch nicht? Keine Bewegung. Wie lange kann ein Mensch bewegungslos stehen? Eine ganze Weile vermutlich. Jetzt ging in dem Wohnhaus rechts neben unserem Objekt Licht an, unten, im Eingang. Hatte ich da jemanden übersehen, der ankam? Verdammte Scheiße. Aber nach kurzer Zeit kam ein Mann aus der Tür und verschwand nach rechts, um die Ecke. Gleich darauf hörte ich ein Auto starten und wegfahren. Es herrschte wieder Ruhe. Noch eine Nachtschicht, dachte ich.

Wie schnell verging nun eigentlich diese Zeit, normal oder anormal? Langsam oder im Fluge, egal. Ein LKW bretterte mit atemberaubenden Tempo vorüber. Harry W. Hammacher. Hurtig, hurtig, Harry. Schnell, schnell, Isabel. Der Ladeaufbau von Ackermann-Frühauf, ein Name wie ein Tritt in den Bauch am Morgen. Von weit entfernt erklang das Martinshorn der Feuerwehr. Ja, Jungs, bald habt ihr hier zu tun. Wegen mir braucht ihr gar nicht zu kommen. Kann ruhig alles niederbrennen bis auf die Grundmauern. Ist nicht schade drum. Weder um die BHI mit ihrem Scheißkapital für Südafrika und Gott weiß wen noch alles, noch um das Versicherungsbüro darüber, das den Leuten das Geld stiehlt, noch um den Software-Konzern (BCS oder SPB oder wie er noch gleich hieß) ganz oben mit seinen Steuerungsprogrammen für Atomkraftwerke. Kann alles zum Teufel gehen. Wofür haben die Wohnhäuser daneben ihre kahlen Brandwände? Das muß doch ausgenutzt werden. Wir hätten es uns ja einfacher machen können, einen Molli durch die Scheibe und Schluß, aber das war uns zu unsicher, und außerdem fanden sich ja vielleicht interessante Papiere in dem Computerbüro. Außerdem wollten wir Lärm vermeiden, und klirrende Scheiben sind in solch einer Nacht weit zu hören.

Jetz schlichen Silvio, Boris und Isa da drin herum und versuchten, in der Dunkelheit das Spannende vom Belanglosen zu trennen. Oder vielleicht hockten sie immer noch wie Hühner auf dem Zaun und zerrten das Material hoch, Benzinkanister, Zünder ... Oder sie versuchten sich immer noch an dem hartnäckigen Fenster, schwankten auf dem Zaun hin und her und kämpften um ihr Gleichgewicht.

»Beta« tönte es wieder aus dem Kopfhörer. Auf der Straße hatte sich nichts verändert. Die Ruhe war erdrückend. Sie rief Ohrensausen hervor.

Die Tatenlosikeit machte mich nervös. Ich stand nur da, und es geschah einfach nichts. Ein Zimmer, in dem das Licht an- und wieder ausging. Ein Mann, der an eine Wand pißte. Ein Auto, das fuhr. Eine Wolke, die zog. Eine Tür, die zu war. Es wurde kälter, keine Wärme in Sicht. Die Kälte schnitt ins Gesicht, auch ohne Wind. Der Smog hatte sich weitgehend aus dem sichtbaren Bereich verzogen, doch zu riechen war er immer noch. Die Menschen in ihren Häusern heizten, was das Zeug hielt, auch während sie schliefen. Ich sah sie förmlich alle paar Minuten zum Ofen taumeln, um Briketts nachzuschmeißen.

Wieder mal ein Bulli. Der VW-Bus kroch die Straße entlang. Das Blaulicht saß keck wie ein zu kleines Mützchen auf dem Dach. Auch dieser Kelch ging vorüber.

Ein besänftigendes »Omega« erklang. Wie weit waren sie jetzt drüber, zum Teufel? Meine Ungeduld ärgerte mich. Man müßte lernen, alles etwas gelassener zu sehen. Die Zeit hat viel zuviel Macht über uns. Was wäre der Knast ohne die Zeit? Wen kümmert's schon, ob ich hier eine Stunde lang oder fünfe sitze? Es ändert nichts.

Wieder glaubte ich, eine Bewegung im Büro gegenüber gesehen zu haben. Wenn wir uns wenigstens über die Funkgeräte hätten unterhalten können. Aber wir mußten davon ausgehen, daß der Privatfunk abgehört wurde, von Post oder Bullen oder CIA oder NSA oder sonstwem, wahrscheinlich von allen, und daß es möglich ist, auch schwache Sender zu orten. Außerdem sind Stimmabdrücke identifizierbar. Also möglichst wenig sprechen. Zumal es ja da auch noch die ganzen anderen CB-Funker gab, die einem dazwischenfuhren, wenn auf ihren Frequenzen gequatscht wurde. Da war

doch bestimmt grad jemand am Fenster gewesen. Ich hätte es schwören mögen. Aber jetzt war wieder nichts zu sehen. Zu weit weg, um sicher sein zu können. Es war zu hell, um völlig ungesehen bleiben zu können, aber nicht hell genug, um Genaues erkennen zu können. So war das immer in der Stadt. Es gab zu viele Lampen in Deutschland. Mir fiel eine Forderung aus der Anschlags-Erklärung einer militanten Gruppe ein: Beleuchtung der gesamten BRD einschließlich Westberlins nicht unter sechzig Watt! Ob der BKA-Sachbearbeiter wohl wirklich von so etwas träumte?

Jetzt müßten sie doch endlich fertig sein. Meine Gedanken drehten sich im Kreise.

Die Funke knarzte. »He, Kalif, Delta, verstanden?«

»Verstanden, Ende.«

Die Zeit lief wieder, es gab keine Langeweile, keine Ungeduld mehr. Und es war so gut wie gelaufen. Kein Grund, auf den letzten Metern leichtsinnig zu werden. Es gab ja eigentlich nie einen Grund, leichtsinnig zu werden. Aber was sollte jetzt noch schiefgehen? Ich blieb noch eine Weile stehen. Der Zeitzünder sollte auf eine Dreiviertelstunde eingestellt sein. Ich konnte also in Ruhe abwarten, bis die anderen ein Stück weg von dem Gebäude waren, ehe ich mich auf den Weg machte. Fünf Minuten, ohne jedes Ereignis.

Wie laut die Treppe war! Nach der endlosen Stille, die hinter mir lag, kam es mir vor wie ein ganzes Orchester. Da konnte kein Auge geschlossen bleiben. Ich nahm immer zwei Stufen auf einmal, es ging schneller als beim Hinweg, schon war ich unten. Nirgends war ein Alarm zu hören. Für die Bullen konnte die Nacht gar nicht anders aussehen als sonst, ruhig und friedlich. Vor mir tauchten Visionen auf von lodernden Flammen, verbogenen Stahlträgern, geschwärzten Wänden, geschmolzenem Plastik, Blaulicht über rot leuchtenden Fahrzeugen, beißendem Qualm.

Die Tür war offen, unverändert, die Straße lag still und leer vor mir. Jetzt kam die letzte Hürde. Ganz normal und unbeteiligt. Ja, in tiefer Nacht allein auf der Straße. Was wollen Sie? Ich weiß von nichts. Ich weiß nicht, was hier in einer halben Stunde losgeht. Da müssen Sie mich verwechseln. Nur die Ruhe.

Zivis fuhren vorbei. Zu Fuß wären sie schneller gewesen. Sie glotzten mich an wie Freier Huren auf dem Strich, mit großen, fragenden Augen. Ob einer wie ich hier laufen durfte? Um diese Zeit, in dem Alter, in dieser Richtung? Offenbar durfte ich; sie fuhren langsam weiter. Und wurden noch langsamer. Ich steckte die Hände in die Hosentaschen und nahm sie wieder heraus. Versuchte, wie ein gewöhnlicher, übermüdeter oder sonstwie fertiger Mensch dahinzutrotten. Wünschte mir Augen im Hinterkopf, ich brauchte sie so nötig! Ich spürte die Bullen hinter mir wie Feuer, das mir den Rücken versengte. Ihre mißtrauischen Blicke. Wohin mit dem Funkgerät? Sie wendeten. Ich ging ganz normal angespannt weiter. Verdammt, diese Funke. Hätte ich die nicht dabei. Und das bißchen Werkzeug. Würden mich für einen Einbrecher oder Autoknacker halten. Zu jung, um nachts auf die Straße zu gehen, ohne etwas Kriminelles im Sinn zu haben. Unter dreißig sind alle Menschen ab acht Uhr abends latent kriminell. Ab zwölf Uhr sind sie nur kriminell, etwas anderes ist undenkbar. Und unter fünfundzwanzig sind sie es auch tagsüber und sowieso, voller schädlicher Neigungen und krimineller Energien, wie der Jugendrichter sagt. Wenn sie mich anhalten, bin ich erledigt. Ich bin doch aber vollkommen harmlos, habe noch niemals auch nur einer Fliege etwas zuleide getan, das Zeug hier habe ich nur zufällig mit, also ein Freund von mir, nein, ich bin ganz allein, ich meine nur, ja, ich wohne in Kreuzberg, jedes Wort ist sinnlos. Sie kamen hinter mir her, langsam, lauernd. Nur nicht losrennen. Normal weitergehen. Ich bin harmlos. Harmlos! Ich tue nichts, habe nichts getan, werde nichts tun. Bin sozusagen völlig überflüssig, ein unbeschriebenes Blatt. Wenn sie wüßten! Und wenn sie wissen? Nein, Quatsch, ganz ruhig jetzt, wenn sie mich haben, haben sie mich eben, nur ruhig bleiben. Fahrt weiter, Mensch, fahrt weiter. Nicht stehenbleiben. Ihr Scheißer. Weiterfahren sollt ihr!

Los, laßt mich in Frieden. Ich will nicht in den Knast. Verdammte Angst. Wovor muß ich Angst haben? Kein Grund vorhanden. Schweiß, verschwinde, Herz, schlag langsam! Bauch, bleib ganz ruhig, entkrampfe dich, bitte! Hirn, leere dich von allem Ballast. Laß sie nicht anhalten. Laß sie einfach nur weiterfahren.

Sie fuhren weiter. Beäugten mich mit kritischen und feindseligen Mienen. Dann gaben sie Gas und waren weg. Die Flut zog sich aus meinem Körper zurück. Da war das Auto, die anderen warteten schon, ich war der letzte.

»Hat ja gedauert«, sagte Judith.

»Da waren grad die Zivis, ich dachte schon, sie wollen mich«, sagte ich und atmete die Anspannung aus, »und, wie war's?«

»Nicht schlecht«, sagte Boris lächelnd, »wir haben nix mitgenommen, aber egal. Bald geht's ab dahinten, aber nicht zu knapp.«

»Noch 'ne halbe Stunde«, frohlockte Judith. Wir küßten uns zur Besiegelung. Der Wedding lag hinter uns, vor uns die Freude.

irgendwann 1988

Wie war das gewesen vor unserer Premiere? Als ich mit Isabel und Silvio zusammengesessen hatte, in der Küche, und wir überlegt hatten, was passieren sollte? Was zu tun war, wenn es wieder losging? Wenn sie wieder Häuser räumten, wenn all das Demonstrieren und Protestieren wieder einmal nichts genützt hatte, wenn feiste Gesichter ihre dreisten Sprüche klopften in Presse und Fernsehen. Wenn ich die »Morgenpost« ansah und jede Zeile mich anschrie, mir ins Gesicht spuckte, mich verhöhnte. Nur die Wahrheiten waren darin, die sich gegen uns verwenden ließen, aus allen Winkeln zusammengekehrt, und gab es einen Grund, anzunehmen, daß es bei den Meldungen zu anderen Themen nicht genauso war? Lügen, Verdrehungen, Behauptungen sprangen frech aus den bedruckten Seiten. Nein, »Lügen« war eine Verharmlosung, eine andere Wirklichkeit wurde hier geschaffen. Unsere Wirklichkeit sollte vernichtet werden, die Herrschaft formte sich dagegen ihre Realität. Die Alptraumfantasien ihrer Realität wurden uns angedichtet, ihr Foltern, Morden, Verstümmeln, Vergewaltigen, Hängen, Zerstückeln, Verbrennen, Vergiften, Kastrieren, von dem sie sich reinwaschen wollten in ihrer Realität, wurde über uns ausgegossen. Ihr Erpressen, Bestechen, Infizieren, Quälen, Knebeln, Gehirnwaschen, Mutieren, Erdrücken sollte uns gespritzt werden. Sie stahlen die Seele, stießen sie herum, zertrampelten sie, erschlugen sie mit Gewehrkolben, Paragraphen und Argumenten, und nun sollten auch wir ihr Werkzeug werden.

Diese kleinen, ekelgeilen Männer, die feisten Gesichter, die FDGO und Volksgerichtshof, Grundgesetz und Isolationshaft, Folter und Menschenrechtskommissionen, UND und Napalm, Hexenjagd und Gleichberechtigung erfunden hatten und sie überall verteilten, äußerst freigiebig. Während sie japsten über roten oder sonstigen Terror und sich wichtigtuerisch über lange Tische zum Mikrophon beugten, zertraten sie nebenbei mit dem rechten Absatz einen, zerquetschten sie mit der linken Hand auf dem Tisch eine, verschluckten sie einen, bepißten sie eine. Während sie ihr Beileid ausdrückten, wurde hinter dem Haus die aktuelle Form der Todesstrafe vollstreckt; während sie die »Anti-Folter-Konvention« unterzeichneten, übergossen ihre Söhne Menschen mit Benzin, wälzten ihre Töchter Akten über Verdächtige, wurden Stromregler aufgedreht und Stiefel angezogen, zum Treten, zum Treten. Mit Zeitungen und Kommentaren wurde geschlagen und in Notwehr von hinten erschossen. Alle waren sie unschuldig. Das war objektiv. So viel Unschuld war gar nicht mehr erfaßbar. Es war einfach ergreifend. Diese Unschuldigen waren eine Mehrheit, die schreiende Mehrheit.

Es gibt einen blinden Haß, der sich selbst nicht kennt, der sich verbraucht, der den freien Willen und die Selbstverantwortung zerstört. Das ist eine Sackgasse, an deren Ende die Führer und Demagogen warten. Doch es gibt auch einen sehenden Haß, der darum nicht weniger wütend sein muß. Ich hätte jederzeit gehen können, als ich die Absperrgitter und Polizisten vor dem ICC sah. Ich hätte gehen können, als ich die Polizisten mit Helm und Schild am Rande der Demo sah. Ich hätte die Zeitung weglegen können, als wieder mal ein Mensch grundlos erschossen worden war. Ich hätte abhauen können, als die Bullen im Dezember am Oranienplatz die Knüppel schwangen, als neben mir eine Bullenfaust genau in ein Gesicht traf, als auf der Gneisenaustraße die langen Holzknüppel losprügelten, als sie mit den Wannen in die Menschenmengen fuhren, als sie mit Tränengasgranaten auf Köpfe zielten, als die Wannen schaukelten, und wir standen hilflos daneben, hörten von drinnen nur die Schreie, sahen in den kleinen Seitenfenstern die auf- und niedergehenden Schlagstöcke. Ich wollte nicht abhauen. Ich wollte die Wasserwerfer sehen, deren Strahl die Beine wegriß und die Rippen eindrückte, ich wollte die Panzerwagen sehen, die Gefangenentransporter, die Video-Dokumentations-Fahrzeuge, Plexiglas, Stahl, Knüppel, Knarren, Gewehre, MPs, Gas. Ich wollte den Haß, einen bewußten, sehenden Haß. Alles andere wäre Selbstbetrug gewesen. Was ich gesehen hatte, war Wirklichkeit, und was hätte es mir genützt, mich davon abzuwenden? Ich hätte

dennoch gewußt, daß es geschah, und daß es mir nicht egal sein konnte. Haß ist ungerecht, aber niemand hat Gerechtigkeit anzubieten. Haß fragt nicht nach der eigenen Mitverantwortung, nach unseren Steinen, Stahlkugeln, Mollis. Im Gegenteil, er will mehr davon. Ich wollte den Haß, weil er sein mußte, nicht, weil er meinen Träumen entsprach. Er war notwendig, um die Kraft zu haben, die feindliche Realität wegzuräumen, die mich niederdrückte, nicht nur einen Teil davon, sondern alles, bis ich mich davon befreit hatte. Mit dem Verschwinden der feindlichen Realität würde auch der Haß verschwinden.

Vielleicht dachten wir nicht alle gleich, damals in der Küche, vielleicht waren die Gedanken nicht einmal ähnlich, aber wir fühlten dasselbe. Was bisher geschehen war, genügte nicht, um den eigenen Haß auszudrücken, um für alle sichtbar zu machen, worum es uns ging, um die eigene Entschlossenheit zu verdeutlichen. Es genügte nicht, wenn es darum ging, sich gegen den ständigen Angriff der Realität zu wehren, ihn zurückzuschlagen, die befreiten Gebiete in den Häusern und Körpern gegen ihn zu verteidigen. Vielleicht redeten wir nur ganz wenig. Vielleicht sagten wir einfach nur »diesmal muß es sein« oder »jetzt reicht's aber« oder »wollen wir's nicht mal ausprobieren«. Wir mußten nicht mehr sagen, weil alles schon bereit war in uns. Für uns war die Frage nicht, ab die Gewalt legitim war, sondern es kam darauf an, sie richtig einzusetzen. Richtig, gemessen nicht am Vernichtungskalkül der Herrschaft, das die Menschen und ihre Träume taktisch berechnend für Macht und Profit verarbeitete, sondern an unseren Maßstäben. Genau die, die Verantwortung trugen, sollten getroffen werden. Nicht physisch, aber doch materiell. Dabei war unser Kampf natürlich symbolisch oder höchstens der Anfang eines wirklichen Kampfes, Militanz bedeutete, daß Gewalt nicht um ihrer selbst willen eingesetzt wurde, sondern als Vehikel des Kampfes, genauso wie ein Flugblatt, eine Demonstration, eine öffentliche Debatte. Es ging uns darum, in die Wirklichkeit einzufügen, was sowieso untrennbar mit unseren Gedanken verbunden war: der unbedingte Wille, die feindliche Realität nicht hinzunehmen.

Ich fragte mich, warum immer das Bittere in unseren Worten um einiges klarer, schärfer war als das Bessere, das wir wollten. Das Unerträgliche war zu sehen, darum war es leichter zu benennen als das Unbekannte, das Neue. Was nutzte es, von besseren Zeiten zu reden, wenn es erst einmal darum ging, die schlimmen Zeiten zu beseitigen. Aber dennoch, das genügte mir nicht, es gab doch auch anderes zu sagen. Wer hätte über das Scheinen der Sonne ohne Unterlaß, über Milch und Honig, über Freiheit, Gleichheit lange Texte, Flugblätter schreiben mögen? Das Schöne langweilt schnell, wenn es beschrieben wird. Wer zu viel Wert auf all die Schönheit der Zukunft legt, wird allzu träumerisch. Ich wollte ein Träumer sein, aber nicht naiv. Was gut war, mußte gelebt werden, das war mehr wert als Flugblätter. Schon viel früher, als ich das Bessere, von dem ich träumte, gar nicht hätte beschreiben können, war es als Gefühl vorhanden. Trotz Wut und Haß, Gewalt und Kampf war es da, wurde gerade darin geboren, stieg aus der schmutzigen Verpuppung strahlend empor, ich konnte es auch jetzt nur bruchstückhaft beschreiben. Aber es war da, das Bessere, es war der eigene, selbst eroberte Wert, der gefundene Weg, der Geruch des Neuen, Freien, der gemeinsame Aufbruch mit vielen anderen. Der Unterschied zum Alten war der freie Blick, auch auf die Wunden, die geschlagen wurden, die frische Luft, der freundschaftlich gesonnene Boden. Es war wie ein Wandern durch Wälder, mit Licht und Schatten, Blüte und Fäulnis, nach dem langen quälenden Weg über Beton und Asphalt. Es waren Gesichter, die durch das Suchen, das Kämpfen, schön geworden waren, in denen der Haß sich nicht eingegraben hatte, sondern lebendig in den Augen funkelte. Es war der Blick und die Verwandtschaft angesichts des Abenteuers, sich vom Strom abgewandt zu haben, neben ihm zu stehen. Es war das Gefühl, die Träume von der besseren Zeit zu kennen, nicht irgendwie und diffus oder als Parole, sondern - bei aller Schwierigkeit, sie auszudrücken - genau, die Bilder gesehen zu haben und jetzt versuchen zu können, ihnen ähnlich zu werden. Wie sollte ich so etwas sagen? Wer sollte das verstehen, ohne meine Träume zu kennen? Es mußte selbst erfahren werden. Das Schöne war das, was erlebt wurde. Das Schöne steckte überall drin, in der Gewalt, im Haß, in der Bewegung, in unserer Realität, die wir der anderen entgegengesetzten. Ständig.

September 1989

Die Monate im Knast häuften sich geadezu sichtbar an in meiner Zelle; sie konnten aus ihr ebensowenig entweichen wie ich selbst. Die Haftbedingungen waren ein bißchen lockerer geworden, was sich aber schon fast darin erschöpfte, daß ich ab und zu Kontakt zu anderen Knackis aufnehmen konnte, ohne dafür gleich eine Hausstrafe zu riskieren. Mit dem Prozeß ließ man sich Zeit, was etwas ärgerlich war, weil die Bedingungen der Strdhaft voraussichtlich nicht so streng sein würden wie die der U-Haft. Die Tage schleppten sich nicht weniger lahm dahin als zu Anfang; darin bewiesen sie eine erstaunliche Ausdauer. Ich wußte schon nicht mehr so recht, welches Datum wir hatten, und ich hörte Radio, um zu wissen, wie spät es war, obwohl das eigentlich so egal war.

Einen ziemlich fröhlichen Tag hatte ich hinter mir, denn ich hatte auf verschlungenen Wegen von Mitgefangenen ein kleines Bröckchen Haschisch bekommen, und als ich richtig schön breit war, war alles erträglich, die Musik aus dem Radio und die Aussicht aus dem Fenster und die Aussichten überhaupt, und ich tanzte, sang dummes Zeug und schrieb lustige Briefe, und die Zelle war ein bißchen größer geworden und die Luft ein wenig freier. Es war ein einmaliger Höhepunkt, denn aufheben wollte ich das Zeug lieber nicht, wegen der immer noch hin und wieder vorkommenden Zellenrazzien. Also hau weg, den Scheiß, und schließlich war ich soweit, daß ich mich nur noch aufs Bett legen und Kekse kauen konnte, und die Gedanken schwirrten kreuz und quer durch meinen Kopf und ersparten es mir, selbst zu denken.

Einen Tag später kam ich vom Hofgang zurück und auf dem Tisch lag meine Post, besonders auffällig dabei ein blauer, dicker Umschlag, das war die Anklageschrift. Die Essenz der Akten sickerte zwischen meinen Fingern hindurch in den Raum und durch meine Augen in meinen Kopf. Ich las das Zeug durch und warf es auf den Tisch und weinte auch ein bißchen, weil da auf dem Tisch fünf oder acht Jahre oder eher zehn Jahre Knast lagen, klein und kompakt, extra für mich, und bei den anderen würden die jetzt genauso auf dem Tisch liegen.

Ich hatte einen Kloß im Hals, aber wenigstens geschah jetzt wieder etwas. Heute oder morgen setzten sich die Anwälte in Bewegung, die nicht gedacht hatten, daß es so schnell gehen würde, oder sie hatten sich in Zweckpessimismus geübt. Und bei Haftsachen arbeiteten unsere werten Gerichte ja bekanntlich ungemein rasch, es konnte sich also nur noch um Monate handeln, bis der Prozeß begann. Na, und wenn schon. Ich wollte nicht reagieren wie all die Knackis, die gebetsmühlenartig von Anklagen und Prozessen und Revisionen etcetera redeten, Tag für Tag. Mir konnte das egal sein. Prozesse kannte ich nun wirklich inzwischen genug, von verschiedenen Positionen aus betrachtet. Der hier würde das Prunkstück der Sammlung werden.

Wir mußten uns noch auf eine gemeinsame Strategie einigen, aber eines war zumindest klar: Es gab hier keinen Deal, keine letzte Chance, keine Bewährung, es gab nur Knast, und ob es ein paar Jahre mehr oder weniger waren, wrden wir wahrscheinlich nicht sonderlich beeinflussen knnen. Warum also nicht auf dem Tisch tanzen, die Hosen runterlassen, denen zeigen, was wir von ihren Prozessen hielten? Ich hatte es mir lange genug aufgespart, solange ich immer noch eine Aussicht sah, davonzukommen. Am liebsten wäre ich sowieso mit falscher Nase, Hornbrille und struppigem schwarzen Schnurrbart aufgetreten, mit Narrenkappe und Trte und Konfetti oder mit Lederhose und Gamsbart am Hut als Schuhplattler oder als Napoleon, und meine Angaben zur Person hätte ich gesungen oder gemorst, und als Entlastungszeugen hätte ich die Monty Pythons und den Papst benannt, und den Staatsanwalt hätte ich als Außerirdischen entlarvt, der die Menschheit versklaven will unter dem Vorwand, neue Harmonie auf unseren Planeten zu bringen, und die Zeugen hätte ich ins scharfe Verhr genommen, bis der Richter mir das Wort entzogen hätte, weil das nicht zur Sache gehöre, ich hätte aber zurückgezogen, und dann htte ich ihn selbst verhört, und das Publikum hätte

Stullen und Thermoskannen ausgepackt, und zuletzt hätte der Richter ein umfassendes Geständnis abgelegt und der Staatsanwalt seine Maske und das Publikum die Kleider, und die Beisitzer hätten vom Landungssteg abgelegt, und das Regiment des Unsinns wäre schließlich errichtet worden in den heiligen Hallen des Gerichtes. Die Eingangshalle wollte ich aber stehenlassen, denn die war wirklich ein Kunstwerk, und damit ließ sich viel machen; da waren Figuren zu verzieren, Kletterpflanzen und ganze Bäume unterzubringen, Feste zu feiern und Konzerte zu veranstalten und geschichtsträchtige Versammlungen abzuhalten, wo oppositionelle Gruppen von den Treppen und oberen Emporen her brüllten, während unten, auf alten Kisten stehend, andere versuchten, eine Rednerliste zu erstellen, und die weiter entfernt Sitzenden und Stehenden sahen durch den ganzen Rauch den Eingang nicht mehr, und alle riefen »nicht rauchen« und alle rauchten trotzdem, wie bei John Reed in seinen »Zehn Tagen ...«, und hinterher würde ein Film gezeigt, und all das konnte mit dieser großen, leeren Halle im Kriminalgericht noch gemacht werden. Der Rest des Gebäudes aber mußte wohl leider abgerissen werden, waren ja alles nur kleine, tote, ausgetrocknete Büros und Gerichtsäle; da war Abriß einfacher als Sanierung von den alten Giftstoffen, die sich dort überall festgesetzt hatten. Je näher der Prozeß rückte, desto mehr versuchte ich, mich ihm zu entziehen. Klar, da war viel vorzubereiten, zu überlegen, zu erarbeiten, und ich konnte auch schlecht sagen: du bist der Anwalt, es ist dein Job. Er war ja nicht nur mein Anwalt, sondern auch ein Freund, und auch derjenige, den ich hier im Knast am häufigsten sah, abgesehen von den sympathischen Burschen, die gemeinhin Schließer genannt wurden und die ich nicht mitzählen wollte. So arbeitete ich mich also auch an den Akten ab, suchte Widersprüche und Schwachpunkte und überlegte, wie wir am besten unsere Prozeßerklärung machen sollten, alle einzeln oder gemeinsam, und so weiter. Natürlich war es nicht uninteressant, herauszuarbeiten, daß die in Tatortnähe gefundenen Handschuhe erst drei Tage später sichergestellt worden waren, und daß es keine kompetente Bewertung der Funkgeräte gab, was zum Beispiel deren Reichweite anging, und daß unklar war, wo die angeblich Boris zuzuordnende Haarsträhne gefunden worden war, ab im Auto oder am Tatort. Und natürlich gab es eine Beweislücke, weil wir nicht auf frischer Tat gestellt worden waren, und theoretisch hätte es auch eine geheimnisvolle Bande von Unbekannten gewesen sein können, die zuschlug, während wir die Funkgeräte im Wald gefunden hatten und die Benzinspuren an Judiths Schuhen vom Tanken herrührten. Das war alles keine sehr ermutigende Arbeit; selbst ein unvoreingenommener Richter - wenn es so was gäbe - hätte da wohl einiges an Erklärungen erwartet.

Mehr als einmal legte ich den ganzen Papierkram zur Seite und nahm mir vor, ihn nicht mehr anzusehen. Ich mochte nicht mehr daran denken, wie es in dieser Nacht gewesen war, mit den Knarren am Hals und den Bullen, von denen ich nicht so genau wußte, was sie alles mit mir vorhatten. Natürlich, vorher war es gut gewesen, hatte großen Spaß gemacht. Aber viel war nicht kaputtgegangen bei der Genotec, weil sie ja so schnell dagewesen waren, Bullen und Feuerwehr. Hätten wir den Abend doch gemütlich am See verbracht oder im Kino oder in der Kneipe. Da hätte ich mich dann mit Hassan auf die neuesten Flugblätter gestürzt, wir hätten uns erst kaputtgelacht, was da alles wieder verzapft wurde, und dann hätten wir uns hingesetzt und ernsthaft darüber diskutiert ... Dann hätten wir uns zusammen über das Kinoprogramm gebeugt und festgestellt, daß wir alles schon kannten und daß es sowieso fast nur Schrott gab. Und vielleicht wären wir doch noch losgefahren zum Doppelprogramm ins »Sputnik«, raus in den Wedding, wo die Schering-Burg dräute ... Hassan würde wie üblich wie ein Verrückter fahren, über rote Ampeln und mit zu wenig Abstand, und dabei nach seinen Kippen fingern, und Anna würde ihn, ebenfalls wie üblich, wegen seines Fahrstils anmachen, und hinten säße ich neben Carmen, Boris und Judith, die den letzten Tratsch erzählten und mich an der Türe zerdrückten, und drückte zurück und Hassan fuhr Schlangenlinien und lachte, und Judith streckte die Beine zum Fenster raus.

Oder ich hätte auch mit Hassan die Nacht durchmachen können, durch Sechsunddreißig und Einundsechzig ziehen, zu Fuß natürlich, zwanzig Minuten vom Mehringdamm zum Kotti, und wir hätten über alles mögliche gequatscht, über unsere Beziehungsprobleme und wie wir als Männer überhaupt damit fertig wurden, mit dem ganzen Patriarchatsscheiß überall und in uns selbst, und worauf wir Bock hatten und wo die Grenzen waren und wer alles Unsinn redete und wer in Ordnung war und wer ganz toll war und überhaupt, und dann wären wir morgens um sieben an einer Bank vorbeigekommen und hätten ganz spontan da die Scheiben eingeworfen, und neben uns hätte ein junges Pärchen gestanden und der Mann hätte gesagt »Komm, wir gehen besser, da kommt jetzt sicher gleich die Polizei«, und das hätte uns gefreut, und wir wären noch irgendwo was trinken gegangen.

Oder aber, noch besser, wir hätten unsere Sachen gepackt und uns aus dem Staub gemacht, raus aus der Umzingelung der Mauern: im Osten der Beton, im Westen die »freie Stimme der freien Welt«, die im Radio ihre Mauern hochzog, wenn es auch so klingen sollte, als würden sie niedergerissen; und ab durch das fremde Land DDR, dem all der Dreck noch bevorstand, der sich bei uns im Westen schon angehäuft hatte. Dann hätten wir uns gewundert über freundliche Zöllner an der Ostseite und unfreundliche Zöllner an der Westseite, aber nicht über die vielen Bekloppten, deren befreite Füße nach zweieinhalb Stunden »Tempo hundert« plötzlich ganz schwer aufs Gaspedal herabsanken und die zwischen Helmstedt und Braunschweig an uns vorbeijagten, als ob ihnen jemand wegliefe. Das Leben wahrscheinlich, was keine so neue Gedankenverbindung war. Und schließlich, endlich, würden wir den freiesten Staat auf deutschem Boden hinter uns lassen, ganz weit hinter uns lassen. Mit Anna und Hassan saß ich auf den Steinen um unsere äußerst bescheidene Kochstelle, wo nicht mehr als Kaffee entstand, über einem fast unsichtbaren Feuer. Hier waren wir sicher. Niemand saß jetzt in irgendeinem Kellerraum, mit Kopfhörern, an Knöpfen und Schaltern hantierend, um uns besser verstehen zu können. Kein Computer schaltete automatisch das Band ein, wenn die programmierten Schlüsselwörter in unserem Gespräch fielen. Keine Wohnung gegenüber, in der auf Stativen Richtmikrofon, Fernglas, Kamera, Nachtsichtgerät standen. Kein Fremder, der sich in der leeren Kneipe just an den Tisch neben uns setzte. Kein Auto, das hinter unserem blieb. Keine unterbrochene Telefonleitung, wenn sie woanders gerade das Band wechselten. Keine Abschriften auf den Schreibtischen von Dezernatsleitern, Kriminaloberräten, Sachbearbeitern, Führungsmännern des Verfassungsschutzes.

Hier gab es nur die Steine, die rote Erde, die Pinien, Korkeichen und Zypressen: den Geruch von Lavendel, Thymian, Rosmarin, Wacholder; Mandeln und Stechginster, Maccia und staubige Wege voller Quarzbrocken, träges Wasser, ruhige Luft. Wir waren entkommen aus unserem geliebten Heimatland und am Ziel aller Wünsche. Wasser oder Wein, Weißbrot, Käse, Knoblauch, Zwiebeln; Eis, wenn wir die Zivilisation streiften. Ansonsten das, was bei uns daheim nicht ging, Zeit, um sich auszudehnen, zu wachsen, ein bißchen so zu fühlen, als sei alles nicht so arg, ein bißchen die Träume wahrzumachen.

Hier war alles möglich. Das Mittelmeer, der Süden, alles war möglich. Es gab keinen Le Pen mit Wahlsiegen in Marseille, es gab keine Wandparolen für den Putschgeneral Tejero in Malaga, es gab keine Faschisten in Rom. Und wahrscheinlich hatte es auch keinen Militärdiktator Papadopoulos in Athen gegeben, gab es keine Folter in Izmir, keine Falange in Beirut, keine Wehrdörfer auf den Golan-Höhen, keine Moslem-Bruderschaften in Alexandria, keine Vertreibung der Sahrauis durch die marokkanische Armee. Das Mittelmeer war die Quelle der Freien. Hier fanden alle das, was ihnen die Freiheit versprach, oder doch zumindest den Abglanz, das Licht der noch nicht aufgegangenen Sonne, das die Wolken über dem Horizont streifte und den Himmel erglühen ließ. Die Hoffnung.

Spanien war ein Traum für mich. Spanien war der geheimnisvolle Ort, wo alles hätte geschehen können und wo immer noch alles geschehen konnte. Spanien war mein Traum. Die Conquista Lateinamerikas vor hunderten Jahren war nichts anderes gewesen als Kolonisation und Völkermord,

doch heute war Spanien nun einmal die Quelle dieses Lateinamerikas für mich, und in Lateinamerika waren Gräber und Hoffnungen so vieler Träume; dort trat alles offen zutage, Gutes wie Schlechtes, ohne die raffinierten Maskierungen unserer Heimat. Und Spanien war der Ort, wo das Gute das Schlechte übertreffen sollte, mußte. In Spanien war es, wo die Revolution beinahe triumphiert hätte, wo einmal, ein einziges Mal, bewiesen worden war, daß Anarchie kein Hirngespinst war, daß sie leben konnte. Spanien war das Land, wo gegen den Faschismus gekämpft worden war, bis zum letzten. Spanien war das Land, wo niemand außer dem Staat selbst den Staat mochte. Spanien war das Land, wo Hunderttausende nicht gegen die Raketen neben ihrem Gartenzwerg demonstrierten, sondern gegen die NATO. Spanien war das Land, wo Arbeiter wußten, daß ihnen gegen ihre Ausbeuter nur der militante Kampf helfen konnte. Spanisch war die Sprache der Befreiung.

Auch in Spanien gab es die Realität von ihnen, drang die Europäische Gemeinschaft vor auf der Suche nach neuen Köpfen, die das deutsche Wesen beackern konnte, standen Bürokratie und spitze Hüte der Guardia Civil unverrückbar, wurde gefoltert und gemordet, warfen Kirchtürme und erhobene Faschistenarme ihre Schatten. Aber was war das gegen unsere Heimat, unser geliebtes Land, so fern, doch stets präsent, beispielhaft, alles exportierend, und sei es Leere? Hier gab es Hoffnung, hier gab es Leben, hier war alles möglich. Am liebsten wäre ich niemals hingefahren.

Und dennoch, hier waren wir, und Leben war wieder Leben. Der Lärm der Zikaden war ein einziger Jubel, ein Singen, leben, leben, es gibt nichts anderes, komm zu uns! Ihr Singen machte den Boden warm und die Luft klar, und als es dunkel wurde, machte es die Sterne heller. Hier zu bleiben und sich nie wieder zu bewegen! Vielleicht war das der Sinn von allem.

Trotzdem fiel mir wieder diese Heimat ein. Sollten wir überhaupt zurückfahren?

»Ich frage mich, warum wir das alles machen«, sagte ich. »Was machen?« fragte Hassan abwesend.

»Die ganzen Aktionen.«

»Meinst du Anschläge und so was? Wie kommst du denn jetzt auf so was?« fragt Anna.

»Naja, ich meine, ich sitze hier, und am liebsten würd ich hier einfach bleiben und gar nichts tun.«

Hassan hantierte mit dem Kaffee und schürte das Feuer. Weder er noch Anna sahen aus, als wollten sie etwas dazu sagen. »Vielleicht handeln wir ja wirklich nur aus Ungeduld«, sagte ich. »Aber irgendwer muß ja mal anfangen, irgendwann.« Hassan reichte mir Kaffee rüber und sagte nichts. Anna ging widerwillig auf meine unpassenden Überlegungen ein.

»Was wir machen, machen wir doch auch für andere«, sagte sie, »auch wenn wir's nicht immer so sehen. Andere sollen das sehen, vieleicht mal nachmachen, aber vor allem merken, daß es da noch andere Wege gibt, als den einen normalen, erwünschten.«

»So 'ne Wege wie den hier, ihr Klugschwätzer«, sagte Hassan und schwenkte die Kanne ins Dunkle, in Richtung Feldweg. »Ich denk nur über Argumente nach«, sagte ich sinnend. Ich dachte aber kein bißchen nach. Ich sah in den Himmel über uns, für den es keine Argumente gab und überhaupt keine Worte, sondern nur noch das Öffnen der Augentore, um ihn in seiner allmächtigen Schönheit einzulassen. Worte und Gedanken legten sich darunter und träumten bizarre Träume.

»Ich frag mich eher was anderes«, sagte Anna. »Nämlich, wie es geht, nichts zu machen. Das ist für mich das große Rätsel.«

»Und wenn ’ne Sternschnuppe fällt, wünsch dir was«, sagte Hassan.

»Ich wünsche mir ...«, rollte ich gemächlich über meine Zunge. Hoch oben flitzte eine Sternschnuppe über den Himmel.

Wir saßen da und tranken Kaffee und schwiegen und hörten den Zikaden zu und dachten vielleicht hin und wieder über militante Politik nach. Aber je mehr ich mich diesen Gedanken näherte, desto unklarer wurden sie. Ich wußte, daß ich meinen Weg kannte und für gut hielt, und ich kannte viele Argumente und Gegenargumente und darauf wieder Entgegnungen, für die es Erwiderungen gab und so fort, ohne Ende, immer weiter fort vom eigentlichen Thema. Alle Konturen verwischten sich, es ging wieder um alles, wie so oft, wenn wir von unseren Träumen, unserer Realität sprechen wollten. Die Begriffe ließen sich nicht greifen, denn sie schleppten zu viel mit sich herum. Ich konnte sie niemandem so einfach überreichen oder in die Tasche stecken, sie sträubten sich, ließen sich nicht handhaben. Am Ende würde wieder alles beim alten sein, weil nichts zu Ende geführt worden war, zu früh abgeschlossen wurde, meistens mit Absicht, weil das Ende nicht abzusehen war. Und zuletzt würde doch wieder nur die Tat oder das eigene Erlebnis anderen die Überzeugung bringen. Warum vermochten die vielen klugen Worte, die Argumente, nicht über die einfachen Gefühle und Vorurteile zu triumphieren? Warum konnten Minuten von Gefühlen stundenlange Gespräche, jahrelange Studien ersetzen? Warum waren Menschen, die durch die klügsten Argumente nicht zu überzeugen waren, durch die primitivsten Erfahrungen anders geworden? War das die Macht der Evolution? War das die Einsamkeit aller Menschen?

Ich saß neben Anna, wir hielten uns an den Händen, warm, es war nicht der Ort für politische Diskussionen. Es war der Ort, sich klein und unbedeutend zu fühlen, glücklich zu sein oder unglücklich, an Höheres zu denken, zu träumen und die Nacht an sich vorbeiziehen zu lassen. Allein mit sich zu sein oder mit anderen, alles auszusperren, was nicht anwesend war, alle Ängste und Hoffnungen. Nicht der Ort, über militante Politik nachzusinnen. Diese Gedanken verloren sich, verwehten irgendwo weit weg. Ich legte mich auf den Rücken, um

Anna wie ein Traumbild über mir zu sehen, eingehüllt in den weiten Nachthimmel. Das Feuer war ausgegangen.

Noch einmal schob sich ein störender Gedanke heran. Du bist ein Mann, kannst du es überhaupt wagen, etwas von einer Frau zu wollen? Eigentlich nicht, oder? Jahrhunderte, Jahrtausende gar, lasten auf dieser Frage und wollen dir die persönliche Entscheidung nehmen. Du kannst gar nicht entscheiden, sagen sie dir, denn deine Gedanken sind nicht deine, sondern fremde, die von ihnen; hier stehst du auf der anderen Seite, bist du der Schlechte, bist der Sozialdemokrat des Patriarchats, ganz egal, wie viele Bücher darüber du schon gelesen und wie viele Gespräche du geführt hast. Es steckt in dir, beherrscht dich. Es ist Teil der großen Ungerechtigkeit. Was du auch tust, ist davon bestimmt. Wähle Isolation, Selbstaufgabe, Zölibat, Taktiererei, um zu entfliehen, aber du entkommst nicht. Und wenn du völlig überzeugt bist, es jetzt verstanden zu haben, oder wenn du genug von allem hast oder wenn du ganz doll in dir selbst herumwühlst, liegst du plötzlich in dieser Nacht auf dem Boden, und über dir siehst du Anna wie ein Traumbild, eingehüllt in den weiten Nachthimmel.

November 1989

Da waren sie wieder, die holzgetäfelten Wände, die verschieden hohen Sitze, Panzerglas vor den Fenstern, die hoch wie im Kirchenschiff waren. Das Gericht hockte gnomartig da vorn und sprach zu leise. Auf der anderen Seite saßen die Zuschauer und paßten nicht in die Räumlichkeit. Die Bänke waren voll, auch etliche Zivilbullen hatten sich breit gemacht, aber die waren leicht auszusortieren, da ihre Tarnung lückenhaft war, wozu hätten sie sich auch tarnen sollen? Aber da waren auch Goran und Anna und Isa und sogar Silvio und viele andere, deren persönliche Daten jetzt wohl schon beim BKA archiviert worden waren, nachdem ihr Ausweis bei Einlaß zum Gerichtsgebäude fotokopiert und ihnen alles abgenommen worden war, das nach einer Waffe aussah, zum Beispiel Bleistifte, Schlüssel, Papiere und Butterbrote. Sie machten soviel Lärm, wie sie sich gerade noch erlauben konnten, denn der Vorsitzende Richter verkündete ab und zu, er werde den Saal räumen lassen, wenn nicht bald Ruhe herrsche. Ich mußte dabei an Comics denken, an Richter aus Lucky Luke, oder an Gallier-Häuptling Majestix, der auf den Tisch klopfte und rief: »Ruhe, oder ich lasse das Dorf räumen!« Und da waren Hassan und Carmen und Judith und Boris, die ich eine kleine Weile nicht gesehen hatte, ich glaubte gar nicht, daß es schon fast neun Monate gewesen sein sollten, aber beim Hofgang zog mein Atem schon in weißen Wolken davon, und wenn die Schließer nachmittags »gute Nacht« sagten, war es schon glaubhaft, denn es wurde bereits dunkel.

Wir feixten und redeten und versuchten uns irgendwie auch auf den Prozeß zu konzentrieren, gleichzeitig aber auch davon zu distanzieren, uns nicht in den Strudel der Aktenlogik ziehen zu lassen. Ich mußte die ganze Zeit an den Prozeß gegen die Bewegung 2. Juni denken, als zur Urteilsverkündung Ralf Reinders sich »Egal« aufs T-Shirt geschrieben hatte. Ich versuchte, mich auch so zu fühlen. Manchmal klappte es sogar.

Ist »Prozeß« nicht etwas Fortschreitendes, eine Entwicklung? Hier war es nicht so. Es war ein Abgesang, ohne daß es ein Thema gab, auf das die Singenden sich hätten einigen können. Das Gericht wollte über uns, unser Tun und unsere Ideen den Grabgesang anstimmen, und wir sangen dagegen über den reißenden Strom, die Normalzeit, das Panzerglas, die anderen Wege. Mit unserer Prozeßerklärung warteten wir bis zum Schlußwort, auch damit sie nicht zum Gegenstand weiterer Versuche werde, unsere Worte zu ersticken und zwischen Aktendeckel zu pressen. In der Zeit vor diesem Schlußwort hatten wir wenig zu tun. Zuhören oder es sein lassen. Aktenworte polterten aus den Mündern des Gerichtes zu Boden und blieben dort liegen, sie sammelten sich langsam zu Häufchen. Kriminalhauptkommissar Schulze berichtete, wie er welchen Vermerk an wen weitergeleitet hatte und wer den Vermerk noch gesehen hatte, und unsere Anwälte hakten nach, und Carmens Anwältin fragte, wann welcher Vorgesetzte Herrn Schulze angewiesen hätte, Blatt 95 der Akte zu entfernen und wieso dieses Blatt jetzt offenbar bei der Handakte der Staatsanwaltschaft zu finden sei ...

Manchmal sah ich zu den Zuschauern hinüber und freute mich, manchmal sprach ich mit den anderen, meist ohne große Wichtigkeiten auszutauschen, einfach nur so, um zu sprechen, um die neun Monate wenigstens etwas aufzuwiegen, und manchmal hörte ich auch den Visionen des Staatsanwaltes zu. So sehr ich mich auch entfernen wollte von diesem Geschehen, mein Bauch blieb immer sitzen, war aufmerksam, sprungbereit, zurückgezogen. So klar mir im Kopf war, daß all dies ein Theater war, so unklar war das meinem Bauch. Ich ertappte mich beim Hoffen, und wenn ich die anderen ansah, schien mir das bei ihnen ähnlich zu sein. Judith drängte das zurück, indem sie laut sprach und der Staatsgewalt wütende Blicke sandte. Hassan machte Witze. Boris war ruhig und vorsichtig. Carmen war vernünftig. Wir suchten uns, um zusammen auszuhalten. So viele Gedanken wir uns auch dazu gemacht hatten, nun saßen wir hier, und es war doch etwas anderes, es wurde greifbar. Wir und niemand anders mußten es schlucken, und ich fragte mich, wie wir das Ende runterbekämen. Aber

wenn ich uns ansah, war ich zuversichtlich; wenn ich die Leute hinter der Barriere ansah, wurde mir warm ums Herz; wenn ich die Richtenden da vorn ansah, hätte ich ihnen am liebsten ins Gesicht gelacht.

Es gab Verhandlungspausen, in denen wir zu fünft fast allein waren und ein paarmal sogar mit Menschen von draußen reden konnten, und natürlich wurden ein paar flüchtige Küsse und Blumen mit Saalverbot und Ordnungshaft bestraft. Und es gab neue Termine und neue Vernehmungen, und es gab kaum Skandale, abgesehen von den üblichen, den kleineren Manipulationen von Staatsanwaltschaft und Bullen, die ab und zu aufflogen, falsche Gutachten, Mißinterpretationen, freche Unterstellungen. Der Prozeß-verlauf wurde davon nicht entscheidend beeinflußt. Ich dachte, daß mich einiges hier vor nicht vielen Jahren noch sehr empört hätte, weil es doch nicht im Einklang mit liberalen bürgerlichen Rechtsgrundsätzen zu stehen schien. Zum Beispiel das ständige Zurückweisen der Anträge der Verteidigung oder das Zurückhalten so mancher Akten durch die Staatsanwaltschaft. Daß wir zuletzt verurteilt würden, stand jedoch außer Frage. Und das nahm dem ganzen Vorspiel doch ein wenig die Würze.

Auch dieses zuletzt kam irgendwann. Unsere gemeinsame Erklärung traf auf versteinerte Staatsgesichter; die Ohren hatten Schilder »vorübergehend nicht besetzt« rausgestellt. Nur der Staatsanwalt machte sich ohne Eifer Notizen. Die zuschauenden und -hörenden Menschen hatten mehr Spaß daran, denn wir hielten keine langen und ermüdenden Vorträge. Es war aber auch kein Höhepunkt der Unterhaltung. Was wir sagten, würde bald irgendwo in Info-Läden kopiert ausliegen, und vielleicht würden sogar Leute das lesen, aber es kam uns nicht vor, als ob es sonderlich neu wäre oder als ob es unbedingt notwendig war, es gerade jetzt und hier zu wiederholen. Es gab aber auch keinen Grund, es nicht zu tun. Und es gab uns eine gemeinsame Stimme, ein Gefühl, das für die kommende Zeit von Bedeutung war. Wir sprachen mehr für uns als für andere, legten symbolisch die Hände ineinander, wußten, daß wir nichts zu bereuen hatten. Das war das Entscheidende.

Das Gericht hatte sich verzogen, wir warteten auf den aufsteigenden weißen Rauch, der die Entscheidung ankündigte, Ich sah aus dem Fenster. Das Panzerglas, hart und glatt, wollte meine Blicke aufhalten, aber es gelang ihm nicht. Und ich dachte mir, daß dieses Glas eben doch brechen würde und daß es richtig war, alles zu versuchen, daß es brach. Die Steine dafür warfen wir letztlich von innen, aber das hatte auch seinen Sinn, denn wir waren ja nicht erhaben, wir standen nicht über den Dingen, und was fallen und splittern mußte, sollte ja auch und zuerst in uns selbst fallen und splittern. Daß andere uns diese Splitter in uns selbst vorhalten würden, ließ sich nicht ändern, das würde immer so sein. Das war ja auch gut so, und es war allemal kein Anlaß, sich zurückzulehnen im revolutionären Sessel und andere machen zu lassen. Im Gegenteil. Der Vorsitzende Richter faselte vor sich hin, am soundsovielten fuhren die Angeklagten gemeinsam im Fahrzeug des Derundder nach Hierundda, um dort einen Brandanschlag zu verüben ... Ich war längst weg, mit den anderen, wir glitten wie ein Windhauch zwischen den Bänken hindurch und streichelten die Menschen, flatterten hoch unter der Decke und strömten durch alle Poren des Glasbunkers nach draußen, um in der freien Luft zu atmen.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Lecorte, Tomas:
Wir tanzen bis zum Ende: die Geschichte eines Autonomen; Roman / Tomas Lecorte. - 1. Aufl. -
Hamburg: Galgenberg, 1992
ISBN 3-87058-113-1
© 1992 by Verlag am Galgenberg, 'Lange Reihe 29,
2000 Hamburg '1
Titelgestaltung: Johannes Nawrath unter Verwendung einer Fotografie des Stern-Bildarchivs. Foto: Harald Schmitt Titellithografie: Druckerei in St. Pauli
Satzherstellung: Axel Eiling, Kaufungen
Gesetzt aus der Garamond-Buch
Druck und Bindung: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
1. Auflage März 1992
ISBN 3-87058-113-1